

Abonnements-Bedingungen:

Abonnements-Preis... Einzelnummer 5 Pf.

Ercheint täglich.

Vorwärts

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.

Montag, den 9. Februar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.

Die Insertions-Gebühr beträgt für die sechsstelligen...

Telegraphisch: „Sozialdemokrat Berlin“.

Deutsche Hundedemut.

Das Wort stammt von dem wackeren Justus Möser und geprägt wurde es in der zweiten Hälfte des trübseligen...

„Ein Offizier hat persönliche Autorität, keiner darf es wagen, einen widerspenstigen Untergebenen zu bestrafen...“

Und an anderer Stelle jammerte derselbe Junker, kein General gelte etwas, sobald ein älterer da sei...

Stiege der selbige Marwitz heute aus seinem Erbbegräbnis auf, er wachte sich die Augen und rief entzückt: „Holla! Es ist alles wieder wie vor 1806!“

Was aber auch genau so in Blüte steht wie damals ist die deutsche Hundedemut, die Hundedemut des mit Schwärmern und Ohrfeigen, Kolbenstößen und Fußtritten bedachten deutschen Bürgertums...

Darauf erklärte Major Ruth sofort: „Dann werden die Leute verhaftet.“ Derjenige der vier Lothringer, der sich am besten deutsch ausdrücken konnte...

Darauf wurden die Schwerverbrecher von vier Unteroffizieren und einer unterwegs requirierten Botrouille auf das Bürgermeisteramt gebracht...

So weit der Tatbestand, der weit schlimmer ist, als was anfangs in Zabern geschah, und der wie ein verwüsthendes Hagelwetter auf die „Germanisierungserfolge“ in dem ach! so friedlichen Lothringen niederschlagen muß...

Wenn statt dessen die bürgerliche Klasse Deutschlands höchstens hinter dem warmen Ofen die Faust ballt, so nicht nur, weil sie in den Maschinengewehren die Wellenbrecher der sozialen Revolution sieht...

Nie und nie hat dieses Volk in seines Herzens Tiefen empfunden, was bürgerliche Freiheit heißt, und bei diesem deutschen Bürgertum läuft alles auf das bitter ironische Wort Bambergers hinaus: „Hunde sind wir ja doch!“

Der Streikbrecheragent als Totschläger.

Deutschland kann stolz sein auf sein organisiertes Streikbrechergefeind. Darum auch rufen die Kulturträger vom Schläge der Westarp und Genossen immer wieder nach erhöhtem Schutze der Arbeitswilligen...

Der Buchdrucker Solinger wurde heute von dem bekannten Streikbrecheragenten Keiling aus Berlin im Hotel „Stadt Prag“ zu Tetschen durch einen Schußschwerverletzt.

Wer das Vorleben dieses Schütlings des Unternehmertums kennt, konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, daß Keiling seine...

ruhmvolle Laufbahn bei passender Gelegenheit mit einer solchen Pluttat krönen würde. Sieht doch seine Strafliste also aus:

- 1. 1895 wegen Körperverletzung 4 Wochen Gefängnis.
2. 1895 - Körperverletzung 6 Wochen Gefängnis.
3. 1897 - Betrug 2 Wochen Gefängnis.
4. 1897 - Kuppelrei 9 Mon. Gefängnis, 3 Jahre Ehrverlust und Polizeiaufsicht.
5. 1897 - Körperverletzung 9 Mon. Gefängnis.
6. 1899 - Hebertretung 1 Monat Haft.
7. 1899 - Betrug 2 Mon. Gefängnis.
8. 1900 - Betrug im Rückfall 6 Mon. Gefängnis.
9. 1901 - Diebstahl 9 Mon. Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust.
10. 1901 - Diebstahl 3 Mon. Gefängnis.
11. 1902 - Hebertretung 1 Woche Haft.
12. 1902 - Diebstahl 10 Mon. Gefängnis.
13. 1903 - Hebertretung 8 Mon. Gefängnis und 1 Jahr Ehrverlust.
14. 1904 - Diebstahl im Rückfall 1 Jahr 3 Monate Zuchthaus und 5 Jahre Ehrverlust.
15. 1907 - Betrug im Rückfall 1 Jahr Gefängnis und 3 Jahre Ehrverlust.
16. 1907 - Betrug 1 Jahr 6 Mon. Gefängnis und 3 Jahre Ehrverlust, unter Einrechnung der Strafe zu 15.
17. 1912 - Mäßigung und Freiheitsberaubung 1 Monat Gefängnis.

Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß das Ausland sich vor der aus Deutschland eindringenden Streikbrecherflut durch einen Vektordon schützt.

Gegen den Rüstungswahnsinn.

Der von der Stockholmer Arbeiterschaft beschlossene Demonstrationzug gegen die Rüstungstreiber fand am Sonntagnachmittag unter ungeheurer Beteiligung statt.

Stockholm, 8. Februar. Mit hellenchtenden roten Fahnen und Borantritt von Musikkorps demonstrierten heute nachmittag 45000 organisierte Arbeiter gegen die Rüstungstreiber und für die internationale Verbrüderung.

Der Ministerpräsident erwiderte, er schließe sich der Anforderung zum Frieden und zur Brüderlichkeit aller Völker warm an. Weiter wies der Minister erneut auf die Neuwahlen hin, die im Fall der etwa notwendigen Verlängerung der Dienstzeit der Infanterie eintreten sollten...

Dem Zuge folgte eine große Zuschauermenge, die, ebenso wie die Teilnehmer am Demonstrationzuge, wiederholt Hochrufe auf die Republik ausbrachten.

Der Handstreich der Dreiklassenmänner.

Die brave „Ordnungspresse“ stellt es in ihrem unbertwäflichen Wahheitsdrang so dar, als ob die Sozialdemokratie aus purem Habermut einen Anwalt inszeniert habe. Denn der Vizepräsident Krause sei ganz im Rechte gewesen, wenn er bei der Beratung der Einzelartikel des Justizetats keine Fortsetzung der Generaldebatte gebildet habe.

Eine Lesart jedoch sei der Kuriosität wegen besonders erwähnt. Danach hätten die bösen Sozialisten die ganze Geschichte abgekartet. Sie hätten dem ahnungslosen Präsidenten arglistig die...

Schlinge gelegt, in der er sich verhedderte. Die schlecht verhehlte Schadenfreude der roten Gruppe beweist das. Nun, wäre dem so, so könnten wir uns zu der Pfißigkeit unserer Landtagsfraktion nur gratulieren. Aber diesmal war es wirklich nur das alte Schweineglück, das der Sozialdemokratie die Genugtuung bereitetete, das Dreiklassenhaus sich bis auf die Knochen blamieren zu sehen. Denn wie hätte unsere Fraktion wissen können, daß sie es im gegebenen Moment gerade mit dem „liberalen“ Präsidenten zu tun haben werde? Und selbst wenn ihr diese Prophetengabe verbleiben wäre, wie hätte sie selbst Herrn Krause für so gottverlassen halten können, gerade beim *3 u 3 i g e t a t* durch einen ungeheuerlichen Umsturz aller bisherigen Geschäftsführung den Beweis dafür zu liefern, daß für die Machtgelüste der Dreiklassenhausmehrheit alle Garantien des Rechtes eitel Spinnweben sind! . . .

Aber auch die fortschrittliche Presse, die obendrein durch die Wortabfchneidung des Herrn Cassel sogar ganz direkt an der Sache interessiert ist, scheint die Tragweite des präsidialen Willküraktes, dem die Mehrheit des Junterparlamentes seinen Segen gab, noch nicht recht begriffen zu haben. Man sieht nur die humoristische Seite der Sache: daß es *L i e b l i n e c h t* schließlich doch gelang, durch einen geschickten Schachzug die Rede von A bis Z zu halten, die nach dem Nachgebot des Herrn Krause und des reaktionären Bloß nur bei der Generaldebatte hätte gehalten werden dürfen. Gewiß, der Humor dieser Tatfache ist geradezu überwältigend. Der Präsident entscheidet: bei den Einzeltiteln dürfen keine Fragen mehr behandelt werden, die bereits in der Generaldebatte Erwähnung fanden oder sonst allgemeinerer Bedeutung beanspruchen können. Das Haus billigt durch zweimalige Abstimmung diese Entscheidung. Als aber Liebnacht zum nächsten Einzeltitel einen Antrag im Sinne seiner beabsichtigten Ausführung einbringt, kann er die so feierlich unterfragte Rede anstandslos halten! Ein Beweis der Unfinnigkeit und Unhaltbarkeit des vom Präsidenten und dem Hause eingenommenen Standpunktes, wie er drastischer gar nicht gedacht werden kann.

Aber das Rächerliche der Affäre verschwindet gegen das *E m p ö r e n d e*, das ihr innewohnt. Oder ist es nicht empörend, daß man sich erst durch Pfiße und Kniffe das bisher nie verschränkte Recht erkämpfen muß, wichtige Beschwerden gegen die in Rede stehenden Beamtenkategorien vorzutragen? Ist es nicht ungeheuerlich, daß das Haus beim Titel „Amts- und Landgerichte“ nur noch über die Schaffung neuer Landgerichte oder Gehaltsfragen und dergleichen Sachen sprechen lassen will, nicht aber über die Amtsführung derer, deren Gehaltsbewilligung in Frage steht?!

Man stelle sich vor, daß diese neue Praxis konsequent durchgeführt würde. Zum Beispiel gleich beim Ministerium des Innern, dessen Beratung heute beginnt. Dann dürfte beim Spezialtitel „Landräte“ höchstens noch über das Schreibwerk in den Landratsbüros gesprochen werden, während doch Jahr für Jahr hier die umfangreichste Aussprache über das ganze ostelbische Regiment der Herren Landräte stattfand. Wir wetten 1000 gegen 1, daß man die am Sonnabend vom Präsidenten und vom Hause beschlossene neue Praxis schleunigst wieder preisgibt, selbst wenn Herr Krause das Recht haben sollte, in höchstgelegener Person das Präsidium zu führen.

Aber gerade wenn man beim Ministerium des Innern wieder zur alten Praxis zurückkehren sollte, bleibt der Gewaltstreik vom Sonnabend doppelt ein Gewaltstreik. Denn gebieten es nicht etwa die Volksinteressen, die Tätigkeit der Gerichte einer ebenso genauen Kontrolle zu unterwerfen, wie die der Landräte? Gerade unsere Rechtspflege schreit nach öffentlicher Kritik und in manchen Fällen nach öffentlicher Brandmarkung! Und wenn man diese Kritik, die bei besonders markanten Einzelfällen nur bei dem Einzeltitel mit der notwendigen Gründlichkeit vollzogen werden kann, unter Verleugnung aller parlamentarischen Vernunft und Tradition unterbindet, so schädigt man damit die vitalsten Volksinteressen!

## Ballaison.

Berlin steht jetzt im Zeichen der Tanz- und Ballmüt. Trotz Wehrbeitragsschmerzen, Haberengross und Preußenkummer. Und es geht ein großer, alle Zeitströmungen widerspiegelnder Zug durch diese Massenemonstrationen der Tanzbeine. Selbst die durch ihre Strenge und Langweiligkeit berühmten *H o f b ä l l e* sind in diesem Jahre dem Gehebe von der Umwertung aller Werte unterworfen. Man denke: die Herren in Zivil erscheinen nicht mehr im simplen Frack und schwarzer Hofe. Auf den Einladungskarten des Hofmarschallamtes wird jetzt Galaanzug, weißseidene Aniehoße, lange Strümpfe und Schnallenschuhe vorgeschrieben. Die hoffähigen Schenkel und Lenden werden also in der Farbe der Unschuld prangen, und erlauchte, edle und hochwohlgeborene Damen werden in ihrer natürlichen oder künstlichen Rundung von der allerhöchsten Gnadenform bestrahlt werden. Beachtenswert ist, daß diese Hofballreife eine Hochkonjunktur in der Wattenindustrie hervorgerufen hat. Beibehalten wird dagegen der tiefe Ausschnitt der weiblichen Hofballtoiletten, obwohl von Wusen und Raden mancher Hoch- oder Edelgeborenen das Videlwort gilt: das Fleisch ist schwach. Aber die Teilnehmer an Hofbällen stehen alle so sehr jenseits von Gut und Böse, daß ihre Seele bei dieser Massenausstellung nackter Frauenbrüste keinen Schaden nimmt. Selbst Herr von Jagow, dessen Sittlichkeitskeifer an den halbbekleideten Schaufenstermodellen der Karfettgeschäfte ins Kochen gerät, blüht beim Hofball mit der Unschuld eines Pabst auf die Schaustellung weichen, rofigen oder gelblichen Frauenfleischs. Und beim Tanzen wird mancher Cavalier sich im stillen wie Sabor sagen: „Das läßt tief bliden.“

Da ist auch der *P r e s s e b a l l*. Jener bedeutame Tag im Jahre, an dem sich die Spitzen der Verhöden mit den Pressebengel gemein machen. Heber das wichtige Ereignis wird in den Redaktionen der anständigen Presse so viel Linie vergeudet, daß ich füglich meinen Ballbesucher schonen kann. Der Presseball ist ein Ereignis, dessen Bedeutung wir Proleten nicht begreifen, denn hier strömt zusammen, wer in Groß-Berlin was ist oder was sein will. Vom Reichskongress über den Kommerzientat und den von *t a u t W W*, approbierten Dichtern bis zum Lokalredakteur für Strohenunfälle der verschiedenen Weltblätter. Das Motto des Presseballes aber lautet: *P a d* schlägt sich und *P a d* beträgt sich. Neben dem monarchistischen und dem journalistischen Kopfe der *P o l l h o b r a* ragt der imperialistische. Wenn Vandalen, Großindustrielle in halbem Verein mit Admiralen und abgehalfterten aber noch talentvollen Generalen die Karten beider Gemisphären mit gierigem Auge absehen, um noch Stellen zu finden,

Noch schöner aber wäre es, wenn schon die Erwähnung der Kruppaffäre das Redeverbot nach sich ziehen dürfte! Liebnacht wollte gar nicht mehr auf die Führung des *W o a b i t e r K r u p p - P r o z e s s e s* eingehen — aber auch dann, wenn er diese Absicht gehabt hätte, wäre das, sofern der Redner sich im Rahmen des Titels gehalten hätte, sein gutes Recht gewesen. Nicht minder war es das gute Recht des Genossen Braun, andere Prozesse aus Berlin und Köln zur Sprache zu bringen. Sie gehörten unter den Titel „Amts- und Landgerichte“. Ihre gründliche Erörterung lag im dringendsten Interesse des Volkes, sie war auch ein unanfechtbares parlamentarisches Recht. Und es fällt der Sozialdemokratie gar nicht ein, sich solche Rechte dann durch einen Handstreich rauben zu lassen, wenn es gerade einem Präsidenten oder einer Mehrheit des Hauses in den Sinn kommt.

Sicherlich kann die Dreiklassenmajorität beschließen, was sie will. Aber nur kraft ihrer Mehrheit, nicht kraft irgend welchen Rechtes kann sie Budgetrecht und langjährige Übung des Hauses brechen. Hebt sie aber nackte Gewalt, so gebietet es die Pflicht, das Volk gegen die rechtsberachtenden Triasier der Reaktion und der Dreiklassenherrschaft aufzurufen!

## Politische Uebersicht.

### Ein Sechzigjähriger.

Adolf Ged vollendet heute sein sechzigstes Lebensjahr. Er wurde am 9. Februar 1854 in Offenburg, der alten badischen Demokratenstadt, geboren. Offenburg spielte in der badischen Revolution eine große Rolle. Hier fanden im Frühjahr 1848 die großen Volkskundgebungen statt, von hier aus entsprang der revolutionäre Glanz, der das Land in Bewegung brachte. Das elterliche Haus Adolf Ged's, der „Jähringer Hof“ in Offenburg, war einer der Sammelplätze der Revolutionäre, der Vater mitten unter ihnen; was wunder auch, daß auch in unserm Adolf Ged der revolutionäre Geist nicht zu brechen ist. Freilich, in seiner Jugend sah es einen Moment aus, als wollte er den Weg zu einer braven bürgerlichen Beamtenexistenz einschlagen; an der Karlsruher technischen Hochschule mühte er sich vier Jahre lang, das Ingenieurfach zu meistern, brachte dann dem Militarismus ein Jahr seines Lebens zum Opfer und wurde dafür mit der Qualifikation zum Reserveleutnant entlassen. Aber diese Zeit war nur eine Episode im Leben Adolf Ged's. Bald brach der in der Familie der Ged's vorherrschende demokratische Kampfesgeist durch und finden wir ihn im Jahre 1879 schon als Parteisekretär der Demokratischen Volkspartei in Frankfurt a. M. Nun ist es nicht seine Art, auf halbem Wege stehen zu bleiben; kaum daß er im Jahre 1881 sein eigenes Blatt in Offenburg gegründet, tut er den letzten Schritt zur sozialen Demokratie. Das Ausnahmengesetz wucherte mit seiner Brutalität auf der Sozialdemokratie, tausend Mittel galt es zu suchen, die heimtückischen Anschläge der Polizei zu durchkreuzen, und da war Adolf Ged in seinem Element. Für Baden, für Süddeutschland organisierte er den Vertrieb des aus der Schweiz kommenden „Sozialdemokrat“ und machte Offenburg zu einem wichtigen Anotenzpunkt in dem Netz unserer roten Feldpost. Mit nie erlassender Ausdauer führte er den Krieg gegen die politischen Spürnasen, und diebische Freude erfüllte ihn, wenn es immer wieder gelang, sie hinter's Licht zu führen. Aber ohne Wunden kam Adolf Ged auch nicht davon; in verschiedenen Prozessen wurden ihm 1 1/2 Jahre Gefängnis aufgeladen, und wenn er sie auch mit autem Humor überlief, für seine Gesundheit blieb diese Zeit doch nicht ohne Nachteil. Genosse Velli erzählt in seiner kleinen Monographie über die rote Feldpost, wie er Adolf Ged noch im September 1890, in den allerletzten Tagen des Ausnahmengesetzes, im Offenburger Gefängnis angetroffen hat:

Sinken im Hofe sah ich einen Vodenkopf, er fütterte und trankte friedlich sein „Voll“, die Kaninchen, Hühlein, Tauben und noch anderes Getier. Ich sagte verwundert: „Du bist ja ein in Freiheit Gefangener!“ Er lachte: „Das ist den

Herrschaften hier gleich, sie denken sich, ich richte drin oder draußen gleich viel Unheil an!“

Der Fall des Sozialistengesetzes beendigte nicht den Kampf, er änderte nur die Kampfform. Jetzt waren wieder Versammlungen möglich, und Adolf Ged war einer der Mührigsten, im Schwarzwald und im Odenwald den Sozialismus zu verkünden. Sein „Volksfreund“, den er glücklich durch das Ausnahmengesetz hindurchgebracht, war das einzige Parteiblatt für das ganze badische Oberland, und als Vorsitzender der badischen Landesorganisation wirkte er für Heranbildung fester Kampftruppen. Seit 1885 war er Stadtverordneter in Offenburg, 1897 zog er in den badischen Landtag ein, dem er jetzt noch angehört. Vorübergehend nahm er darin die Stelle des zweiten Vizepräsidenten ein. Von 1898 bis 1912 vertrat er überdies den Wahlkreis Karlsruhe im Reichstag.

60 Jahre! Mehr als die Hälfte davon waren Jahre aufreibenden Kampfes, aber auch Jahre des Sieges und der Freude. Die Partei weiß die Verdienste Adolf Ged's zu würdigen — seit 1898 gehört er als Mitglied der Kontrollkommission der Parteileitung an — und so fühlen wir uns heute einig mit der ganzen Partei in dem Wunsche, daß sich die in der letzten Zeit etwas erschütterte Gesundheit unseres Sechzigjährigen bald kräftigen und er, der alte, sturm-erprobte Streiter, noch recht lange in den vorderen Reihen unserer Kämpfertruppen stehen möge.

### Eine päpstliche Kundgebung.

Durch einen Brief des Kardinalstaatssekretärs an den Wiener Fürstbischof Piffel, den die „Reichspost“ veröffentlicht, bestätigt der Papst dem österreichischen „Katholischen Volksbunde“, daß dieser jede irrtümliche Lehre oder Tendenz, insbesondere in sozialen und politischen Fragen, nachdrücklich verwerfe und den Gedanken vollständig von sich weise, dem System der interkonfessionellen Vereine in Oesterreich Eingang zu verschaffen, vielmehr entsprechend den Lehrentscheidungen des Heiligen Stuhles anerkenne, daß die soziale Frage keine rein wirtschaftliche, sondern in erster Linie eine religiöse und sittliche Frage und in dieser Hinsicht dem Urteil und der Autorität der Kirche unterworfen sei. Zugleich wendet sich der Papst aufs Neue gegen die christlichen Gewerkschaften mit der Bemerkung, das interkonfessionelle System habe der Papst unter bestimmten Bedingungen und Vorbehaltregeln aus ganz besondern Umständen für gewisse Länder als nicht unerlaubt erklärt.

Auch diese Kundgebung bestätigt unsere Behauptung, daß der Papst ganz auf der Seite des Kardinals Kopp und nicht auf der Seite der Freunde der christlichen Gewerkschaften steht.

### Strafe muß sein!

Die „Straßburger Post“ meldet aus Zabern: Am 1. Oktober 1914 sollte die Zaberner Garnison bekanntlich eine Verstärkung durch eine Abteilung Artillerie erhalten. Nach hierher gelangten Meldungen der Militärbehörde wird die geplante Verstärkung nun endgültig unterbleiben. Sämtliche Kosten, die durch Abschließung von Kaufverträgen bis jetzt entstanden sind, werden durch den Militäriskus getragen. — Wolffs Telegraphen-Bureau bestätigt die Meldung. Von zuständiger Stelle wird ihm mitgeteilt, daß aus zwingenden militärischen Rücksichten, darunter auch solchen auf die Ausbildung, die Wahl eines anderen Standortes für die zweite Abteilung des Feldartillerieregiments Nr. 84 erwogen wird.

**Zur Stichwahl im Reichstagswahlkreis Offenburg-Nehl** beschloß die Sozialdemokratische Partei, den Kandidaten der national-liberalen Partei Stadtrat Koelsch, der wie im Jahre 1912 die von sozialdemokratischer Seite verlangten Stichwahlbedingungen anerkannt hat, in der Stichwahl mit allen Kräften zu unterstützen.

Das amtliche Wahlergebnis lautet: Bei 27 368 Wahlberechtigten wurden 24 914 gültige Stimmen abgegeben. Davon entfielen auf Professor Josef Wirth-Freiburg (Zentrum) 12 250, auf Kaufmann Leopold Koelsch-Karlsruhe (natl.) 9018 und auf Redakteur Franz Weisler-Rülshausen i. G. (Soz.) 2092 Stimmen. Jerschitter waren 7 Stimmen. Zwischen Wirth und Koelsch findet engere Wahl statt, die auf den 14. d. M. angefeht ist.

wo mit Hilfe des Goldes, des Säbels und der 35-Zentimeter-Schiffskanone dem Gott Rammon neue Erntefelder urbar gemacht werden können, warum sollen nicht die, die solche erotische Schussucht im Herzen tragen, das nicht auch in erotischen Bällen zum Ausdruck bringen. Kein Wunder daher, wenn die oberen Reihnäusen Berlin auf einem japanischen und spanischen Ballfeste sich zusammensuchen und im Zeichen der Kirchblüte oder des weißen Elefanten tanzen, flirten und kaischen. Und während Kommerzientois Ethik als Geißel mit einem germanischen Samurai von den Vardedragonern auf dem glatten Parlelt dahinschwebt, können sich die alten Herren über Abschwänglichkeiten und Kapitalanlagen in jenen Ländern des fernen Ostens unterhalten.

Die moderne Ballfeude zieht sogar Revolution und Sozialismus in ihren Ball. Mit jüdischer Frechheit werden sogar *R e b o l u t i o n s b ä l l e* inszeniert, im Vorjahre mit einer Quillotte, in diesem Jahre mit Nistkloß und Hentelbeil. Aber die Volkrevolution der Jakobiner aus Berlin W. und der Damen, die nicht aus den Markthallen, sondern mehr aus den Villen von Palensee und Grunewald kommen, schreitet nicht in ehernem Sandalen einher. Diese Art Revolutionäre härtzt Weltanschauungen, Verfassungen und Gesellschaftsordnungen am Kaffeekautische um, schlägt unter dem Strich der Wäsenblätter seine unblütigen Freiheitskämpfer und markiert den Vastillensturm in eleganten Ballsoale. Käme einmal die wahre Revolution mit wehendem Haar und dem dröhnenden Schritt von Arbeitermassen, dann würden die Revolutionsbölläden in ihre Gulotten das verrichten, was Reutmani v. Forstner in seinem Wanderbelt tat. Die Herren der Vohème aus Berlin W. und die größtenwahnsmigen Literaten, die auf dem Revolutionsball die Carnagole tanzen, wären die ersten, die beim Nahen der proletarischen Revolution nach dem Schuhmann freischützen und ihre arme Seele dem heiligen Jagow empfehlen. Denn die revolutionäre Kraft der Arbeiterbewegung ist dieser Sorte von Vollerrevolutionären zu wenig ästhetisch, hat zu wenig Linie und Farbe. Ihre Enobiskenasse kann Arbeiterschweiß nicht vertragen.

Im Dienst ernster Arbeit steht dagegen der sozialistische Ball. Was den Schreibern der halbsozialistischen Monatshefte nicht gelungen, ihren Tänzern wird es einmal im Jahre zum Hstlichen Fest. Die Verbündung der Massen wird zum Ballereignis und statt im Sturmschritt der Arbeiterkolonne schweben im Doppelschritt die Geschlechter der Tanzgesellschaft der Zukunft zu. Kein Wunder, daß auf diesem Balle nach vorangegangenen eingehendem Studium nur opportunistischer Tango, reformistischer Trostke, nuxparlamentarische Walschische gelangt wurde. Der alte dogmatische Walzer kam kaum noch zur Geltung, der revolutionäre Galopp und die Katastrophen-Mazurka waren gänzlich verpönt. Mit Recht können sich die Detastalter rühmen, auf diesem Gebiete anstatt

unfruchtbarer Negation positive Arbeit geleistet zu haben. Der Sieg des Reformismus, sein einziger Sieg, ist unbestritten.

Die ungebildete und neidische Plebejerklasse meint natürlich, daß alle diese Ballveranstaltungen ihren Teilnehmern eitel Lust und Freude bereiten. Wer so denkt, hat natürlich keine Ahnung davon, welche Sorgen mit der Ballaison in viele Häuser derer, die mittan wollen, einziehen. Die Arbeiterfrauen meinen, sie hätten es allein schwer, aber wissen sie denn, wie die Damen der Bourgeoisie sich ihre wohlfrischerten Köpfe zerbrehen müssen, um den Ansprüchen der verschiedenen Ballarten gerecht zu werden? Es gibt da Damen, die überall dabei sein müssen, vom Hofball bis zum Revolutionsball. Dabei können sie doch nicht immer dieselbe Fahne anziehen, dieselbe Frisur und denselben Schmus tragen. Da heißt es wochenlang vorher den ganzen Tag im Auto sitzen, bald zum Schneider, bald zum Juwelier und zum Coiffeur fahren, die sonstigen Ballutensilien einkaufen und was dergleichen Sorgen mehr sind. Wie glücklich die Arbeiterfrauen, die sich solchen aufregenden und nervenanstrengenden Anstrengungen nicht aussetzen und ihren Kopf nicht mit solchen schwerwiegenden Fragen zu zerbrehen brauchen. Ein Glück, daß die „Bilder vom Tage“, „Der Wespigeel“ usw. in dieser Ballzeit regelmäßig Toilettenbilder und Toilettenartikel bringen, da kann die Gnädige doch schon beim Kaffeisch sich orientieren und disponieren.

Nicht reden will ich hier von den zahllosen Alpenbällen, die allem, was in Berlin Kleinbürgerlich lebt und fühlt, als Gipfel höchster Lebenslust erscheinen. Schwelgen will ich auch von den *B ä s e S u b e n*-, *R i n d e r*- und *B a d b ä l l e n*, wo eine Kinderscheit gemimt wird, die der jnobistischen und blasierten Gesellschaft schon abhanden kam, als sie noch Klapphosen und kurze Röddchen trug. Auf diesen Bällen dominiert die Welt der Bühne (die ja trotz des Parfissallollers keine moralische Anstalt ist). Hier blüht der Weizen der Photographen. Denn für die Ballbäse wäre es nur das halbe Vergnügen, wenn sie sich in den nächsten Tagen nicht auf den Scherischen oder Mofischen Bilderbögen abkontertelt sehen könnten.

In dieser Saison sind die *L u m p e n*- und *A p o c a l y p s e b ä l l e* etwas aus der Mode gekommen. Aber es gibt noch Ballidealtien, die diesen Zweig der Tanzkultur nicht verklümmern lassen wollen. Sie scheuen weder Zeit noch Mühe, die Lumpenhalle wieder zu Ehren zu bringen und flucht zu gestalten. In den letzten Tagen, in denen die warme Februarsonne auch auf die Strahlen und Klöße des Berliner Nordens und Ostens herabstrahlte, fiab diese Ball- und Menschenfreunde auf Studientreisen gegangen. Da fanden sie Mobesse und Kostüme en masse, mit denen sich auf einem Lumpenhalle Futore machen läßt. All die Jammergestalten und Lumpenträger, die der Winterfrost in Wärmehallen, Kaffeestuben usw.

# Aus Groß-Berlin.

## Der Sonntag auf dem Eise.

Trotz des Vorwärtwärters der letzten Tage konnten am Sonntag die Anhänger des Wintersports auf den Seen der Umgebung Berlins ihre Kunst üben. Obwohl es die Sonne recht gut meinte, pilgerten viele Tausende nach dem Müggelsee, wo sich bereits in den Vormittagsstunden ein ungemein reger Betrieb entwickelte. Aber auch nach dem Wannsee und den anderen Eisflächen der Umgegend wanderten unzählige hinaus.

Die unangenehme Erfahrung, daß dem durch den Sonnenschein arg zugeföhnten Eise doch nicht mehr so recht zu trauen ist, mußten mehrere Personen machen. Auf dem Müggelsee brach an einer verbotenen Stelle ein Schulmädchen ein, ein vierzehnjähriger Schüler eilte der Rettungsaktion zu Hilfe, sprang dem Mädchen nach und konnte es solange über Wasser halten, bis andere Leute hinzueilten und die beiden an Land brachten. Auf dem Tegeler See hatten in der Nähe der Insel Scharfenberg mehrere Schlittschuhläufer trotz Warnung eine nicht freigegebene Stelle betreten. Ein junger Mann und seine junge Begleiterin gerieten dabei in eine brüchige Stelle und brachen ein. Mit Hilfe langer Stangen konnten die beiden Bergungslüften, die bereits in der Tiefe zu verschwinden drohten, geborgen werden.

Ein Todesopfer forderte der Schlittschuhsport am Sonntagabend auf dem Tegeler See. Eine Dame brach an der Stelle, wo die warmen Abwässer der Vorhängefabrik in den See einfließen, ein. Ein am Ufer weilender Herr stürzte sich in das zum Teil offene Wasser, doch gelang es ihm nicht, die Verunglückte zu retten. Mit Hilfe eines Kahnbesatzes wurde sie nach längerem Suchen herausgezogen. Trotz dreiviertelstündiger Wiederbelebungsversuche war die verunglückte Schlittschuhläuferin noch nicht zum Bewußtsein zurückzubringen.

Das Unglück wäre vermieden worden, wenn man die gefährliche Stelle durch Warnungszeichen kenntlich gemacht hätte. Das war um so mehr nötig, als erst am Sonnabendabend eine Dame an derselben Stelle eingebrochen war.

## Stadtverordnetenwahltag in Charlottenburg.

Bei der Ergänzungswahl zur Stadtverordnetenwahl im 3. Bezirk wurden am Sonntag von insgesamt 9931 eingeschriebenen Wählern 2529 Stimmen abgegeben. Auf unsere Kandidaten, Maurermeister Weich und Wägereibesitzer Gustav Leopold entfielen 2526 Stimmen. Diese sind somit gewählt. Die Gegner hatten Stimmenhaltung proklamiert.

## Selbstmord eines Greifenpaares.

In der Nacht zum Sonntag haben der Schlossermeister Baerfide und seine Ehefrau, wohnhaft Reichensberger Straße 48, durch Gasvergiftung ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Vor Verübung der Tat hat Baerfide an Verwandte in Woltersdorf einen Brief gerichtet, worin er ihnen die Absicht, sich mit seiner Frau das Leben zu nehmen, mitteilt und erklärt, daß man beide nur als Leichen auffinden würde. Als die Verwandten am Sonntagmorgen den Brief erhielten, fuhren sie sofort nach Berlin und ließen durch das zuständige Polizeirevier die Wohnung des Schlossermeisters öffnen. Das Ehepaar hatte die furchtbare Anknüpfung wahr gemacht. Man fand die Leichen, der Mann stand im 73. und die Frau im 65. Lebensjahre, tot vor. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich, da der Tod durch Gasvergiftung schon vor Stunden eingetreten war. Als Ursache des Selbstmordes wird dauernde Krankheit des Mannes angenommen. Baerfide bekleidete das Ehrenamt eines Armenkommissionsvorstehers.

In hochbetragtem Alter haben sich zwei Frauen das Leben genommen. In der Albenlebenstraße fand man die 74 Jahre alte Privatiers Palasche in der Küche neben dem geöffneten Gasherd tot vor. Nachbarinnen gegenüber hatte sie sich wiederholt geäußert, daß die Vereinsamung — ihre Sohn, mit dem sie früher zusammenwohnte, hat vor einem Vierteljahr geheiratet — nicht ertragen könne. — Unheilbare Krankheit hat die 64 Jahre alte Ehefrau Wilhelmine des Arbeiters Strud

gebant hatte, kamen herausgetrocknet und gewankt, um ihr Glied von der Mutter Sonne erwärmen zu lassen, um dann bei Einbruch der Nacht wieder vor den spaltigen Spalier zu bilden. Selbst bis zu diesem Zeitpunkt haben zwei Lumpenballenthusiasten ihre Studien fortgesetzt. Und als der Strom menschlichen Glanzes sich in das Gebäude ergoß, da sagte der eine: „Du, Edgar, ich habe eine pompöse Idee. Wir arrangieren bei unserem nächsten Lumpenball eine Abspitzkonzerte.“

Und da sage noch einer, daß das zahlungsfähige Berlin keine Kultur hat.

## Theater.

**Sozialtheater: „Das Phantom“.** Komödie von Hermann Bahr. Nach dem phlognomiclosen auf Draht gezogenen Schriftdeutsch von Sternbergs präzidentischer Snob-Komödie wirkte hier das farbige Spiel des Dialoges um so erfreulicher. Das Stückchen ist kein guter Bahr, doch immerhin ein Bahr. Die skeptisch amüsante Eigenart des Autors, die im „Konzerl“ so überraschend zum Ausdruck kam, klingt hier in allerhand Variationen nach. Grundton ist wieder die ironische Verspottung der offiziellen Anschauung, nach der ein Ehemann auf Seitensprünge der ihm standesmäßig zugesprochenen Frau von Rechtswegen feils mit dem tragischen Kathos gekränkter Ehre zu reagieren hat. Der fidele Dr. Schmorz, schwerreicher Leiter einer Münchener Brauerei und Ehenvorsitzender eines Weinrentenbundes im Nebenamt, steht zu dem Dr. Jura im „Konzerl“, der, halb mitleidig und halb verächtlich, die durchgegangene und rasch enttäuschte Gattin sich zurückholt, in enger feilscher Verwandtschaft. Auch er vermag sich keine tragische Stimmung abzurufen. Razies Bekändnis, daß sie ihm die Treue brach und einen anderen liebt, bringt Schmorz — zur äußersten Entrüstung der Sündenin und der allen „neumodischen“ Theorien gründlich abgeneigten wackeren Schwiegermutter —, anscheinend wenigstens, nicht im Geringsten aus der Laune. Derselbe passierte öfters, wozu sich unnötig erregen? Am Ende könne die Geschichte bei richtiger Behandlung sogar noch gute Folgen haben. Erwägungen, die freilich der arbeitigen philosophierenden Literaturnatur des Dr. Jura besser als dem robusten Spahnmacherplegma dieses Brauereidirektors zu Gefährde sehen. Nur Einzelwendungen sind lebensvoll charakteristisch, nicht die Personen selbst — außer etwa der Schwiegermama mit ihrem horinädig protestierenden gesunden Menschenverstand. Im zweiten Akte, wo die Alte fehlt, und in dem dritten, der sich mit der Lösung aller lustspielmäßig leicht macht, flaut die angeregte Stimmung merklich ab. Mit dem „Theosophen“, der hier an Stelle des Virtuosen im „Konzerl“ als Frauenideal und Eheförderer figuriert, hat der Autor nichts Rechtes anzufangen gewagt. Schmorz sucht den Schwäger auf, flirtet ein wenig mit der nach der „großen“ Liebe sehndenden Gemahlin des berühmten Mannes und stellt ihn dann, man weiß nicht recht weshalb, zur Rede: Er wäre der Geliebte seiner Frau! Der Herr, dem

aus der Hebbelliner Straße zum Selbstmord veranlaßt. Die Frau litt an Magenkrebs und äußerte wiederholt, weil sie keine Besserung erhoffte, sich das Leben nehmen zu wollen. Der Ehemann fand sie Sonnabendabend gegen 9 Uhr am Fensterkreuz erhängt auf. Ein Arzt konnte nicht mehr helfen.

## Familiendrama in Noabit.

Eine furchtbare Familientragödie spielte sich in den Abendstunden des Sonntag im Hause Verlinggstraße 24 ab. Dort hatte seit einiger Zeit der Straßenbahnführer Träger im ersten Stock eine Wohnung inne, in der seine Frau eine Arbeitsstube betrieb. Mit einer der beschäftigten Arbeiterinnen knüpfte Träger ein Liebesverhältnis an, das seiner Frau bekannt wurde. Als ihm seine Frau am Sonntag nachmittag Vorwürfe über sein Verhalten machte, schrie er den Entschluß, seinem Kinde und sich das Leben zu nehmen. Träger schloß seinem Kinde eine Kugel durch den Kopf, dann steckte er das Kind in der Bett in Brand, holte sich einen Spiegel und schnitt sich, auf dem Bette sitzend, die Schlagader des Halses durch. Als die Frau herbeieilte, gab der Mann nur noch schwache Lebenszeichen von sich und starb bald darauf. Das schwerverletzte Kind wurde nach dem Krankenhause Noabit gebracht, wo an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

## Ein Wäfling.

Dem schamlosen Treiben eines Wäflings ist am Sonntag die vierjährige Tochter eines Schloßers R. aus der Steglitzer Straße zum Opfer gefallen. Vor dem Grundstück Steglitzer Str. 73 hatten mehrere Kinder gespielt, als sich ein fremder, etwa dreißigjähriger Mann an die Kleinen heranmachte. Mit dem Versprechen, ihm Süßigkeiten zu schenken, lockte er das vierjährige Kind in das Haus. Auf dem Hof fiel der Linsenbann über das wehrlose Geschöpf her. Als auf das Geschrei des Kindes hin Hausbesitzer herbeieilte, ergriff der Attentäter die Flucht. Obwohl man die Verfolgung des gefährlichen Vurschen sofort aufnahm, konnte er doch entkommen.

## Von der Straßenbahn totgefahren.

Vor dem Hause Aderstraße 138 geriet am Sonntag nachmittag das vierjährige Tochterchen Erna des Arbeiters Fischer aus der Aderstraße 137 beim Spiel unter die Räder eines Straßenbahnzuges der Linie 22. Das Kind wurde in so schwer verletztem Zustande unter dem Wagen herbeigeholt, daß es kurze Zeit darauf starb. Wie und von Augenzeugen gemeldet wird, soll den Wagenführer keine Schuld treffen.

## Feuer in der königlichen Porzellanmanufaktur.

Auf dem umfangreichen Gelände der kgl. Porzellanmanufaktur in der Wegelstraße am Bahnhof Tiergarten kam am Sonntag nachmittag gegen drei Uhr ein beträchtliches Schandfeuer zum Ausbruch. Der Brand entstand in einem Holzschuppen, der an das massive zwei Stockwerke hohe Gebäude der Ofenanlage angebaut und mit Holzvorräten fast vollständig angefüllt war. Bereits vor Anbruch der Feuerwehre, die aus Berlin und Charlottenburg anrückte, hatte sich das Feuer von dem Holzschuppen in die eigentliche Ofenanlage ausgebreitet, wo es an den dort lagernden Holzvorräten und an den Holzregalen reichliche Nahrung fand. Mit der Ablösung des Brandes und den Aufräumarbeiten hatten die Feuerwehmannschaften bis in die späten Abendstunden zu tun.

## Dachstuhlbrände.

Ein größerer Dachstuhlbrand wütete gestern Abend in der Chausseestraße 55, Ecke Wöhlertstraße. Die Wehr fand einen ausgebreiteten Brandherd vor. Nur mit Mühe gelang es ihr, die aufgeregten Hausbewohner zu beruhigen. Nach einstündigem Wassergeben war die Gefahr beseitigt. Ein großer Teil des Dachstuhlwerks fiel dem Feuer zum Opfer. — Auch in Neudöln, und zwar in der Kopffstraße 45, brach gegen 9 Uhr abends ein gewaltiger Dachstuhlbrand aus. Sämtliche drei Etagen der Neudölnener Wehre mußten in Tätigkeit treten. Die Einwohner der vierten Etage schwebten in Lebensgefahr und wurden durch Löschmannschaften, die mit Handhelmen vordrangen, aus ihrer Lage befreit. Der Dachstuhl des Hauses ist fast vollständig niedergebrannt. Ueber die Entstehungsursache konnte auch hier nichts ermittelt werden.

## Verpachtung von Kleingärten bei Heinersdorf.

Der Magistrat teilt mit: Im Roden Berlins (Wankenburg) hat die Stadt Berlin in eigener Verwaltung unmittelbar an die Pächter mit Unterstützung eines aus den Kleingartenpächtern schnell

sich bildenden Vereins heute schon etwa 120 Morgen in kleinen Stücken als Kleingärten verpachtet. Der Pachtpreis liegt weit unter dem sonst in Berlin üblichen. Dabei werden dem Pächter die zum Bau von Lauben, Zäunen und dergleichen nötigen Holzger Garten zu billigen Preisen geliefert. Auch einige Spielplätze, Tiefbrunnen und dergleichen befinden sich auf dem Gelände. Da nun eine Reihe von Jahren hindurch die unmittelbare Vergebung von einer städtischen Gutsverwaltung aus sich bewährt hat, beabsichtigt die Stadt, einen gleichen Versuch im Süden Berlins zu machen und zwar auf Anregung der Stadtverwaltung Zeltow am Bahnhof Zeltow. Dort befindet sich auf dem Gute Heinersdorf eine mehrere 100 Morgen große, ein Wäldchen umschließende, vom Wasser durchflossene Fläche, welche sich hervorragend zu diesem Zweck zu eignen scheint. Da zu hoffen steht, daß auf der Anhalter Bahn der Vorortverkehr in nicht zu langer Zeit eröffnet wird, darf man wohl auf gleiches Gedeihen hoffen, wie es im Norden auf den Mieselgütern zu verzeichnen ist. Das Gut Heinersdorf, etwa ¼ Meile vom Bahnhof Zeltow entfernt, ist bereit, Auskunft über alle Einzelheiten zu geben. Der Obergärtner, dem auf den südlichen Gütern alle gärtnerischen Anlagen unterstellt sind, ist ebenso, wie es im Norden mit Erfolg geschehen ist, bereit, gärtnerischen Rat bei der Anlage zu erteilen.

## Letzte Nachrichten.

### Die Kundgebung der christlichen Gewerkschaften.

Bonn, 8. Februar. Heute fand hier eine von 1000 Delegierten katholischer Arbeiter Westdeutschlands besuchte Konferenz statt, in welcher man in schärferer Form gegen das Organ der sogenannten Integralen im katholischen Lager Stellung nahm. Nach einem Referat des Arbeitersekretärs Gilling wurde folgende Entschließung angenommen:

„Seit mehr als einem Jahrzehnt werden die zu den christlichen Gewerkschaften gehörigen katholischen Arbeiter in ihrem wirtschaftlichen und sozialen Organisationsbestrebungen durch Kreise, die selbst die Mittelände und Ungerechtigkeiten im Arbeitsverhältnis nie praktisch durchgeföhrt haben, unausgesetzt gestört und beunruhigt. Für zu nahe liegende soziale Schäden, für die Verteidigung unentbehrlicher Rechte der Arbeiter fehlt ihnen jedes Gefühl. Während sie an der Organisationspolitik der übrigen Stände unbedürftlich vorübergehen, konstruieren sie ein Ausnahmeregime gegen die Arbeiter und ihre Organisationen.“

Eine große Menge Arbeitsfreudigkeit ist durch die fortwährenden Quälereien unter den strebameren der katholischen Arbeiter zerstört worden. Wegen dieser Treiberereien erheben die Versammelten lauten und schärfsten Protest. Es erbittert sie, neben ihrer schweren Organisationsarbeit sich unausgesetzt von Sozialdemokraten mit Waffen bekämpft zu sehen, die aus dem integralen Lager fort und fort geliefert werden.

Der sich stets verschärfende Kampf droht mit jedem Tage neue Verwüstungen anzurichten und das katholische Deutschland auf die Dauer in ein Trümmerfeld umzuwandeln, wenn kein Einhalt geboten wird. Die Treiberereien einer Gruppe von Querrieglern erschöpfen sich nicht mehr in der Arbeiterorganisationsfrage; sie haben sich zu einem Skandal für das gesamte katholische Deutschland ausgewachsen.

Die Versammelten erwarten, daß das gesamte katholische Deutschland sich erhebt und klar ausspricht, daß es diese Treiberereien verabscheut und daß jetzt endlich ein Ende gemacht werden muß. Führer und Volk müssen sich vereinen in dem Gedanken, daß die vielfältigen Aufgaben des katholischen Volkstums eine weitere Störung nicht mehr dulden. Den raslosen Anlagern, Herberdriestern und Totengräbern unserer Einheit und Tatkraft weisen wir rüchlos die Tür.“

Das sind schöne Worte. Wenn aber der Papp will, werden die Zentrumsführer morgen anbeten, was sie heute verfluchen.

### Ein Revolverattentat in Barcelona.

Barcelona, 8. Februar. Nach Schluß einer Versammlung, die von Anhängern des früheren konservativen Ministerpräsidenten und Parteiführers Maura einberufen worden war, wurde ein Dugend Revolvergeschosse abgegeben, wobei eine Person getötet wurde.

hauchter Baron einen Eiel genannt hat, könnten sich auch unzählige Ordnungsmänner diesseits des Rheins — hinter die geehrten Ohren schreien.

„Die Schwebebahn“ ist nun gar eine ruhige Pariser Gerichtsfrage. Jemand ist wegen Vergehens der Unfälligkeit vor die Schranken geladen. 1878 Jahrgängen einer dicht unter seinem Fenster vorbeifahrenden Schwebebahn soll La Weige, so heißt der Immoralitätsverbrecher, seine nackte Hinterseite gezeigt haben. Gegen verschiedene städtische und private Verwaltungsinstanzen angelegte Prozesse wegen seiner geschädigten Wohnung hat er glatt verloren. Nun wird er auch noch vom Sittenrichter in Strafe genommen. Natürlich nicht ohne seinerseits eine vernichtende Anklage gegen das ganze System heillos verrotteter Rechtsprechung zu schicken.

Die Ausführung fand starken Beifall, der auch, was anerkannt werden soll, den vortrefflichen schauspielerischen Leistungen einiger Hauptdarsteller galt. Vor allem zeichneten sich Otto Pahlau, Emil Rameau und Aurel Kowatsch in ihren verschiedenen Rollen aus. Grotesk-komisch, auch hinsichtlich seiner Riesengestalt, mußte Hugo Werner-Kahle den Wachmann Labourbourg hinzustellen.

## Krause.

Wieder mal im hohen Hause  
Wütete der Präses Krause,  
Und die Mehrheit hieb, nicht faul,  
Stets geübten Brauch aufs Maul.

Uebler wird es stets und toller  
In dem Land der Hohenzoller  
Und es mehren sich geschwind  
Die, die nicht zufrieden sind.

Dies darf nicht im „Allgemeinen“  
Und auch nicht „spezial“ erscheinen,  
Diese Logik ist bequem,  
Wenn ein „Ball“ nicht angenehm.

Dazu hat man ja das Klassen-  
Parlament: um zuzufassen  
Und die Ordnung im Geschäft  
Legt man aus, wie's gerade trifft.

Hierzu dient dem hohen Hause  
Ganz besonders Bize Krause,  
Welcher schon vom Namen her  
Liberal und populär.

**Theater.**

Montag, 9. Februar 1914.  
Anfang 6 Uhr.  
Cines Palast am Zoo. Varieté-  
Lichtspiele.  
Anfang 6 1/2 Uhr.  
Cines Rollendorf-Theater. Varieté-  
Lichtspiele.  
Anfang 7 Uhr.  
Deutsches Opernhaus. Parfül.  
Anfang 7 1/2 Uhr.  
Kgl. Opernhaus. Violetta.  
Kgl. Schauspielhaus. 1812.  
Deutsches. König Lear.  
Zirkus Busch. Galavorstellung.  
Zirkus Schumann. Galavorstellung.  
Anfang 7 3/4 Uhr.  
Metropol. Die Reise um die Welt  
in 40 Tagen.  
Anfang 8 Uhr.  
Urania. Winter in der Schweiz.  
Hörspiel: Dr. H. Elias: Lustfächer  
und Böden.  
Sessing. Simson.  
Königsgrüner Straße. Hinter  
Kauern.  
Deutsches Künstler-Theater.  
Der Bogen des Odysseus.  
Kammerspiele. Mein Freund Teddy.  
Komödienhaus. Kammermusik.  
Theater an der Weidenbammer  
Brücke. Wer zuletzt lacht.  
Theater am Rollendorfplatz.  
Schnee-Grotte.  
Zirkuspalast. Die spanische Fäule.  
Montis Operetten. Die verbotene  
Stadt.  
Schiller O. Was ihr wollt.  
Schiller Charlottenburg. Herodes  
und Mariamne.  
Theater des Westens. Polenblut.  
Berliner. Die eint im Nat.  
Kleines. Keitken Gebert.  
Trianon. Anatoles Hochzeit.  
Thalia. Die Langoprinzeßin.  
Residenz. Hochzeit — der Franz.  
Friedrich-Wilhelmstädtisches.  
Käulein Traskala.  
Kote. Othello.  
Kafus. Die alte Webern.  
Herrnfeld. Was sagen Sie zu  
Reibisch?  
Reichshallen. Steifener Säger.  
Wintergarten. Spezialitäten.  
Apollo. Der Stolz der S. Kom-  
pagnie.  
Anfang 8 1/2 Uhr.  
Suisen. Das erste Ehejahr.  
Walhalla. Langohrer.  
Solles Caprice. Café Brinsheim.  
Der Heiratstag. Meyerstein.  
Anfang 8 3/4 Uhr.  
Neues Volkstheater. Der Kaiser-  
jäger.  
Admiralpalast. Die lustige Puppe.  
Anfang 9 Uhr.  
Berliner Glaspalast. Eisport.  
Cines Rollendorf-Theater. Varieté-  
Lichtspiele.  
Sternwarte. Zumbalderstr. 57—62

Erstklassige Briketts  
**Michels**  
1000 Stück M. 7.00.  
Riesensformat 7.  
Halbsteine M. 0.73, Gaskoks  
M. 1.75, Steinkohlen M. 1.75.  
Brennholz.  
Michel-Brikett-Vertrieb  
Neukölln, Telefon 1610  
Kneesebeckstr. 148.

**Augustabad**  
Köpenicker Str. 60/61. 4965  
Wiederant aller Krankentassen.

**Schultheß**  
Schweizer-Stumpen  
Enormer  
Verdienst!  
beidirektem Bezuge.  
Königsgr. 11. Norden 9923.

# WERFT

## ERMUTH Frucht Trunk

Kein Branntwein — Kein Likör

er gesund ist,  
er gesund bleiben will, trinkt  
**ERFT**, magenstärkend!

Ueberall zu haben à Werftglas 10 Pf.



# Engelhardt Special Hell

Buchhandlung Vorwärts  
Lindenstr. 69, Laden  
**Wichtig**  
für jeden preußischen  
**Steuerzahler**  
Führer  
durch das preußische  
**Einkommensteuer-Gesetz**  
Vom  
Arbeitersekretär Rad. Wissell  
mit 19 Formularen  
für Reklamationen.  
**Preis 30 Pf.**

**Reuters Werke**  
3 Bände 4 Mark  
Buchhandlung Vorwärts

**Berliner Uik-Trio**  
Adr. Neukölln Lahnstr. 741

Buchhandlung Vorwärts  
Lindenstr. 69.

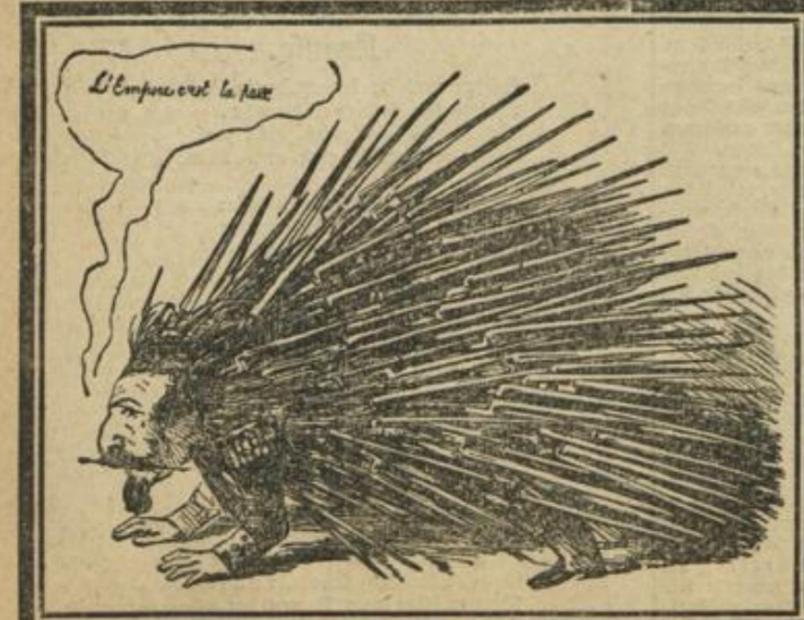
**Kirchensteuer**  
und  
**Kirchenaustritt**  
in Preußen.  
Preis 20 Pf.

**In Freien Stunden**  
Die  
Wochenchrift für Arbeiterfamilien  
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

**Spezialarzt**  
f. Geschlechtskrankheiten,  
Harnleiden, Schwäche,  
Ehrlich-Hata-Kuren, Blut-  
und Harn-Untersuchungen.  
Dr. med. Karl Reinhardt.  
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.  
Sprechst. 5—7, Sonntags 10—11.  
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/2, 11-2  
u. 1/2, 8-1/2, 10 U. abds., Sonnt. 11-1.  
Für Frauen: Nur 3—4 Uhr.  
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl.  
Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine  
Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.  
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke  
Broschüre gratis und franko per Post  
i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst.  
gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.  
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-  
licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.  
Der nächste Herren-Vortrag  
findet statt am Donnerstag, den  
12. Februar, abends 1/2, 10 Uhr,  
in den Armishallen, Kommandantenstraße 58/59, über: **Harn-  
leiden**, wirksame und korpuserhaltende Behandlungs-  
methoden, Ehrlich-Hata  
mit Demonstrationen an natur-  
getreuen Wachsmoellen.  
Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

**Arbeiter-  
Gesundheits-  
Bibliothek.**  
In dieser Sammlung sind bisher  
erschienen:  
Heft 21. Atemgymnastik. Von  
Otto Kühle.  
Heft 22. Haut- und Haarpflege.  
Von Dr. Gajes.  
Heft 23. Die häusliche und vor-  
hergerkrankungen? Von Dr.  
Eugen Heflich.  
Heft 24. Die Hygiene der Arbeiter-  
wohnung. Von Hugo Hillig-Ham-  
burg.  
Heft 25. Die Schmaroker des  
Menschen. Von Dr. H. Vipschag.  
Heft 26. Die Krankheiten des Choro,  
der Nase und des Rachens.  
Von Dr. Hans Schwerin.  
Heft 27. Sport und Arbeiter.  
Von Dr. H. Silberstein.  
Heft 28. Die Jahre der Geschlechts-  
reife. Von Dr. Georg Lützgen.  
Heft 29. Volksernährung. Von  
Dr. Julian Warkule.  
Heft 30. Die Berufswahl mit  
Rücksicht auf die Tauglichkeit für  
den Beruf. Von Dr. Jabel.  
Heft 31. Die Berufskrankheiten  
der Buchdrucker. Von Dr. Silber-  
stein.  
Heft 32. Die Arzneimittel und ihre  
Verwendung. Von Dr. H. Vips-  
chag.  
Heft 33. Das Auge und seine Er-  
krankungen. Von Dr. W. Seeligmann.  
Heft 34. Die Berufskrankheiten  
der Gadarbeiter. Von Dr. W.  
Dannauer.  
Heft 35. Die Berufskrankheiten  
der Schneider und Textil-  
arbeiter. Von Dozent Dr. Grot-  
jahn.  
Heft 36. Die Berufskrankheiten  
der Maurer und Bauarbeiter.  
Von Dr. med. E. Hebing-Ragbe-  
burg.  
Heft 37. Die Krebskrankheit. Von  
Dr. J. Jabel jr.  
Heft 38. Unsere Genußmittel. Von  
Dr. H. Vipschag.  
Jedes Heft kostet 20 Pf.  
in besserer Ausstattung 30 Pf.  
Buchhandlung Vorwärts  
Lindenstr. 69 (Laden).

Buchhandlung Vorwärts  
Lindenstr. 69.  
Sozialdemokrat. Flugchriften:  
20.  
Sozialdemokratie und  
Militärvorlage.  
21.  
Sozialdemokratie und  
Arbeitslosenfürsorge.  
Referat v. Joh. Timm-München  
erstattet auf dem Parteitag  
zu Jena 1913.  
Der Preis beträgt pro Heft  
10 Pfennig. 249/5



# Die Welt in Waffen

Kriege und Kriegsgeschichte der Neuzeit von Hugo Schulz

Mit den besten zeitgenössischen Bildern  
60 Hefte à 20 Pf. Jedes Heft ist reich illustriert

Der Verfasser behandelt in seinem Werke die Kriege des 19. und  
20. Jahrhunderts von dem Beginn des polnischen Aufstandes  
und seiner heldenmütigen Volkskämpfe, die die Polen aus der  
todbringenden Umarmung des russischen Knutentums befreien  
sollten, bis zu den jüngsten Ereignissen im Balkan, bei denen zum  
Entsetzen aller Menschenfreunde die Kriegsfurie in all ihrer  
Scheußlichkeit: Frauenschändung, Ermordung von Greisen und  
Kindern, seine Wiederauferstehung feierte. Das Werk sollte von  
jedem nach Aufklärung strebenden Arbeiter gelesen werden. Wir  
bitten von dem nebenstehenden Bestellschein Gebrauch zu machen.

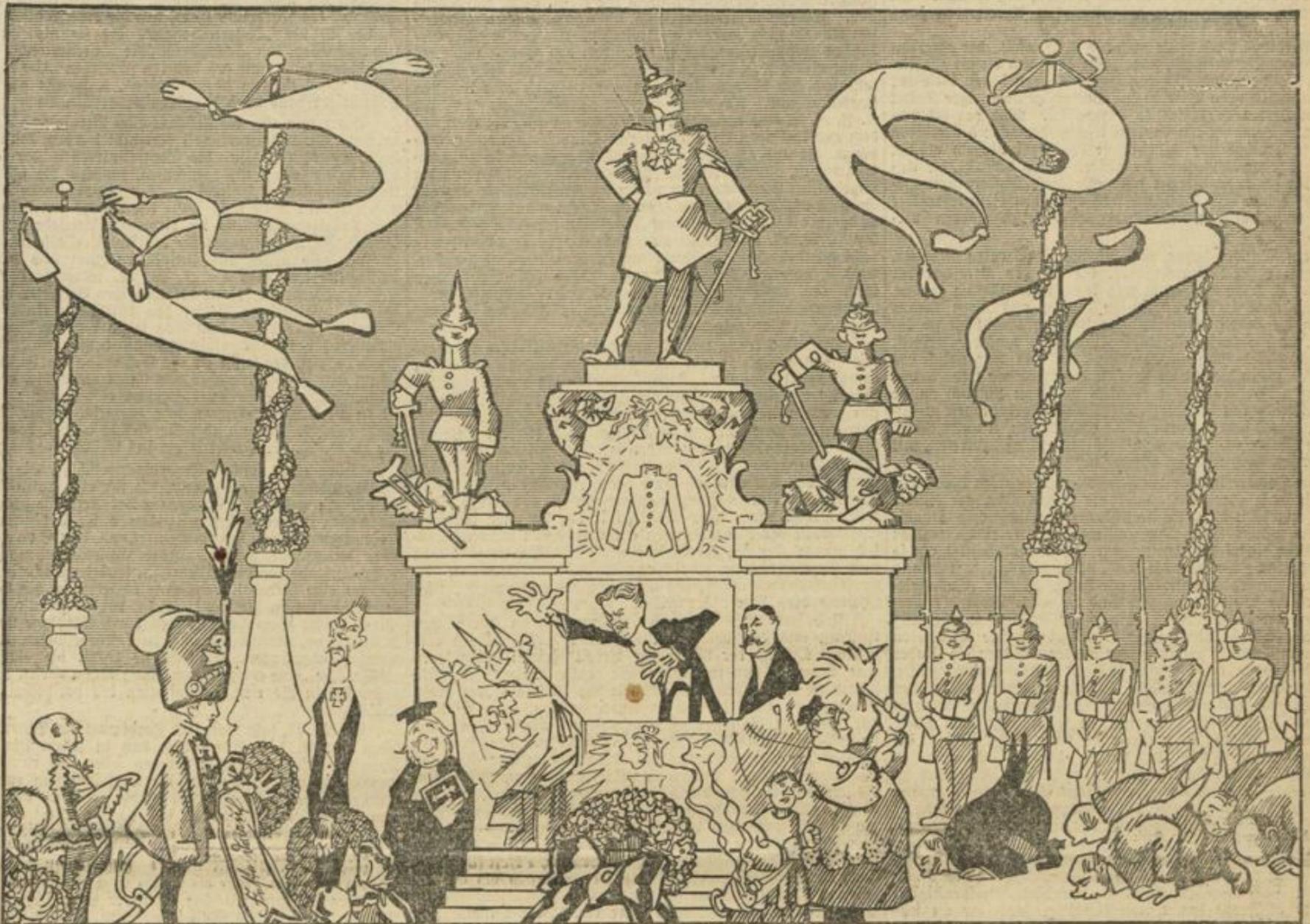
Der Unterzeichnete bestellt bei  
der  
Hauptexpedition des  
„VORWÄRTS“  
SW. 68, Lindenstr. 69

## Die Welt in Waffen

in 60 reich illustrierten Heften zum  
Preise von 20 Pfennig wöchentlich  
ins Haus zu liefern.

Name: \_\_\_\_\_  
Ort: \_\_\_\_\_  
Wohnung: \_\_\_\_\_  
(Dieser Zettel kann auch der Botenfrau  
mitgegeben werden.)

# Das Sühne-Denkmal.



Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm  
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm.  
Den ausgebürsteten Frack zieht an  
Zur Denkmalsweihe kommt alle heran,  
Zu ehren die deutschen Helden.

O fehlet sie da in Marmorstein,  
Den Reuter, den grimmen, im Ordenschein,  
Den Forstner, der 'nen Lahmen besiegt,  
Den Schad, der Richter beim Kragen kriegt,  
Sie wurden hier ausgehauen.

Dies Denkmal Deutschlands Größe erweist,  
Noch triumphiert der Landsknechtsgeist.  
Und murrst der Bürger zu Zeiten auch,  
Vorn bunten Rock liegt er doch auf dem Bauch,  
Wie der Zulu vor seinem Fetisch.

Jetzt, Achtung, präsentiert das Gewehr,  
Maschinengewehr' zum Salutchießen her!  
Dann lauscht Herrn Baffermanns Rede. —  
So wird enden die Zoberner Fehde.  
Den Siegern weihst man ein Denkmal.

## Landratsbriefe.

Lieber alter Freund!

Daß man wieder etwas von Dir gehört hat, verbannt man leider der schäbigsten Einrichtung, die Gott sei Dank in meinem Kreis, wenn auch nicht im Format, so doch im Geist Oertels erscheint, der Zeitung. Du gehörst jetzt also wirklich auch zu den Antelegraphierten! Das ist heutzutage mehr wert als ein Orden und hat bis jetzt noch jedem zu standesgemäßem Vorwärtstommen geholfen. Gratuliere darum herzlichst und kann nur sagen, daß ich sowohl wie mein Bezirkshauptmann entschlossen sind, uns daran zu halten, daß die nächsten Telegramme nach Norddeutschland fallen. Gewisse Parität muß sein, und wir können gerade so gut immer feste drauf geben, wie die im Süden, mag dabei schließlich drauf gehen, wer will.

Von mir ist nichts weiter zu berichten. Du weißt ja, wir Landräte haben eigentlich nur in Wahlzeiten zu tun, und da es in meinem Kreis weder Polen noch Dänen gibt, weiß man manchmal wirklich nicht, wohin mit der Strammheit. Wenn nicht das Vereinsgesetz wäre! Ich war immer gegen die Befleckung mit den lullen Brüdern, aber eins muß ich sagen: das Vereinsrecht haben unsere Leute mit den Rosaroten phänomenal geringert. Es ist eine Quelle steten Genusses für uns, die wir weder auf der Grenzwaacht, noch mitten im Umsturz stehen, sondern leider Gottes unter einer Bevölkerung leben müssen, die nichts als Königstreue ausdünstet. Ich selber habe das Gesetz natürlich noch nicht gelesen; aber mein Sekretär sagt mir, einfach fabelhaft.

Nicht eine Bestimmung, an die wir uns zu halten brauchen! Geschlossene Versammlungen gibts bei uns nicht. Wir haben uns extra einen Voladen gekauft, den wir für teures Geld aus Polen kommen liehen. Aber das Geld hat sich rentiert. Der Adel ist auf meine Kosten Mitglied sämtlicher Vereine, hat die strikte Anordnung, bei Beginn jeder Versammlung das Wort zur Geschäftsordnung auf polnisch zu verlangen und eine Versammlung, in der polnisch geredet wird, ist natürlich von vornherein politisch und öffentlich. Früher hatten meine Wondarmen keine andere Abwechslung, als Landstreicher auf den Schub zu bringen und auf die Volagerstunde (natürlich bei den niederen Kreisen) aufzupassen. Jetzt sitzen sie jeden Abend in einer anderen Versammlung und freuen sich wie die Schneefönlige über das Freibier, für das sie natürlich (denn Bekochung ist nicht!) ihren Großen Trinkgeld zahlen.

Am besten haben wir uns amüßert, als neulich die Frau unseres einzigen Demokraten und Vaterlandslosen im Sterben lag. Der Burtsche hatte es wirklich fertig gebracht, drei von seinen rosaroten Brüdern, angeblich Professoren der Berliner Universität, zu einer Konsultation hierherzubringen, obwohl unser alter, trinkfester Kreisarzt, der in den konfessionellen Familien herumdoctert, für ihn wohl auch gut genug gewesen wäre. Ich habe natürlich die Versammlung

dieser drei zweifelhaft christlichen Berliner Herren auf Grund des Vereinsrechts sofort aufgelöst, den Mann wegen Nichtanmeldung einer Versammlung mit einer gehörigen Strafe belegt und ihn durch den Sekretär rausweisen lassen, als er noch groß das Maul aufreißt und Beschwerden führen wollte.

Am meisten Spaß macht es uns, wenn wir von unserem Honoratiorenstammtisch aus hören, wie draußen in der Weizstraße fürs gemeine Volk, wo die Unzufriedenen hocken, einer insängt: „Keine Herren, hören Sie mal...“ oder ähnlich. Das verhöhnt nämlich auch gegen das Vereinsgesetz und kostet immer einen Taler. Auch die Augenblicke sind eine Quelle stiller Heiterkeit für uns. Wir haben im Ort ein schlechtes Frauenzimmer, hat schon keine vier Kinder, keinen Mann, ist aber für beengliche Zeugeneide außerordentlich brauchbar. Von diesem tüchtigen Mädchen pumpen wir uns für Wahlzeiten immer ein Kind, setzen es unter einen Tisch und sobald irgend so ein Aufreißer zu sprechen beginnt, wird von Gesetzes wegen aufgelöst. Jugendliche dürfen in keine politische Versammlung, da hilft keine Beschwerde.

Reulich hat mein Wachtmeister etwas besonders Feines ausgeknobelt. Haben in dem einen Wirtshaus einen Stammtisch, an dem laut den Berichten der Kellnerin äußerst verdächtige Neben gehalten werden gegen Dreiklassenwahlrecht und ähnliche hochverräterische Nebenarten. Diese zweifelhaften Putsch haben eine Kasse gegründet; wer zu spät kommt, zahlt einen Groschen. Mein Wachtmeister hat nun entdeckt, daß der Beiter eines der Haupttädelstörer bei seinem letzten Berliner Besuch mit einer sozialdemokratischen Visitenkarte auf die Reichstagstribüne gekommen ist. Wir lesen aber auch manchmal Zeitungen, und da sehe ich, daß im Rheinland Rassen und Jabststellen, wenn im Verdacht des Umsturzes, einfach als politische Vereine behandelt werden. Was mache ich? Ich erkläre den Stammtisch samt seiner Kasse für politisch und wenn die Putsch nun zu einem Glas Bier zusammenkommen wollen, müssen sie jedesmal ihre Versammlung anmelden. Ist das Staatskunst oder nicht? Wie gesagt, besonders in den langen Winterabenden wüßten wir nicht, was wir in unserer Einsamkeit anfangen sollten, wenn wir nicht zur Unterhaltung die Handhabung des Vereinsgesetzes hätten. — Mit echt preussischem Gruß  
Dein Leibbursch Jpenstij.

## „Zivil ausgeschlossen“.

Seit der Kronprinz sich als Schriftsteller von Breders Gnaden betätigt, ist es auch für den letzten Leutnant a. D. keine Schande mehr, „Literatur“ zu produzieren. Also, daß man beinahe (wider alle Prinzipien) dem Militärregiment dankbar sein möchte. Weil es die Offiziere Seiner Majestät vor der Presse bewahrt, geistreicher als je ein Kindermädchen die Grafenspröhlinge vor Proleten-

kndern in acht nahm... Dem was sonst — auf das erhabene Beispiel hin — an „Literatur“ das Licht der Welt erblicken würde...

Ganz — ganz entfernt kann man sich das vorstellen, wenn einem der Zufall einmal eines der Blätter und Blättchen in die Hand wirft, in denen der sogenannte „Geist unseres Heeres“ in hellster (von Zivilistenpopuläreit ungehörter) Flamme brennt. Ein Blatt für Offiziere, wenn möglich. Läßt sich da in der Zeitschrift „Das Offiziershaus“ ein Herr Kamerad post festum über Reunjahr aus „Silvesterdienst und Reunjahrcour.“ Was macht man an Reunjahr in der Großstadt? Der Herr Kamerad ist gut orientiert. Und so „plaudert“ er, damit es sich die Herren Kameraden für nächstes Jahr merken können:

„Wo man sitzt? — In der Bar natürlich. Einem netten, intimen Vardan. (1) Zivil ausgeschlossen. Man entschädigt Wirt und Halbdinne schon für den Ausfall. — Kann man's besser haben: Gute Freunde unter sich, famose Drinks, famose Mädels, noblen Rahmen?“

Hier hat einmal einer („unter sich“) sein Herz aufgetan... „Zivil ausgeschlossen“. Das ist das richtige Wort. Hört man den Forstner nicht reden? Selbstverständlich: Zivilisten-voll hat doch nicht zuzusehen, wenn sich Sgt. vr. Leutnants besaufen. „Famose Mädels“ haben ganz allein für blaues Tuch referiert zu sein. Wird sich doch von Zivilistenglogaugen nicht die Laune verderben lassen. Wür' ja noch schöner!

„Zivil ausgeschlossen“. Ja ja — gelehrige Jüngelchen, unsere Leutnants. Haben schon erlebt, worauf es ankommt. Bis die erst so alt sind, wie der Herr von Reuter, wissen sie ganz genau, wie man Krapsule und Paragraphen auf den Kopf spuden darf.

„Zivil ausgeschlossen“. — Oder sind diese zwei Worte nicht die Maxime, nach der im Heer des deutschen Volkes (wenn der Ausbruch gestattet ist) alles funktioniert? Oder wenigstens funktionieren soll? — Bei allem, was innerhalb der Wehrörden, der Kaserne, des Exerzierplatzes vorgeht —: Zivil ausgeschlossen. Wenn ein Kriegsgericht über einem Soldatenkinder tagt —: Zivil ausgeschlossen. Bei allem, was die berühmte „Kommandogetoakt“ betreffen könnte — am Freitag hat es ein preussischer Junter und Partikularist erst dem Reichstag zugerufen: Zivil ausgeschlossen. Gäte Krupp nicht zum Himmel gestunken, so hätten wir noch nicht einmal den Popanz von einer Rüstungskommission. Motto Zivil ausgeschlossen.

Im übrigen hätten wir nicht einmal 'was dagegen, wenn die Herren Kameraden, die hohen und die niederen, exklusiv sind. Bloß müßte es dann auch bei der nächsten Behörvorlage, wenn's an's Zahlen geht, ebenso heißen. Genau so: Zivil ausgeschlossen!

Keine Vonge! Das deutsche Volk wird für den noblen Rahmen, die famosen Drinks und die famosen Mädels und — die famose Exklusivität schweißwedelnd weiter bezahlen.

# Die Generalgewerkschaft.

In seinem kürzlich erschienenen Buch „Eines Arbeiters Weltreise“ schildert Genosse Stummer recht ergötzlich seine Aufnahme in einen Zweigverein des amerikanischen Maschinenbauerverbandes. Die strenge Beobachtung des Formelrahms, die Geheimtueri, die Umständlichkeit und Schwierigkeit der Aufnahme, die nicht nur von der Bezahlung eines hohen Eintrittsgeldes, sondern auch von dem Ausfall einer eingehenden fachlichen Prüfung abhängig gemacht ist, all das könnte unsere Gekletterten erregen, wenn wir nicht wüßten, daß es sich da um sehr ernste Gebrechen der amerikanischen Arbeiterbewegung handelt.

Allerdings wird heute auch die A. F. of L., der amerikanischen Gewerkschaftsbund, nicht mehr ganz von diesem zünftlichen Geist regiert. In den letzten Jahren haben viele der ihm angeschlossenen Vereine den Versuch gemacht, ihre Taktik den geänderten Verhältnissen anzupassen. Man hat bei verschiedenen Vereinen den Eintritt leichter gemacht; bei anderen wurde allerdings zur selben Zeit das Eintrittsgeld erhöht. Man hat sogar wenigstens an einigen Orten versucht, die Ungelernten zu organisieren; aber alle diese Modernisierungsversuche haben doch bis heute noch nicht den Grundcharakter dieser aristokratischen Arbeiterorganisation zu ändern vermocht.

Kein Wunder daher, daß sich die ungelerten Arbeiter, zum großen Teil Einwanderer, die bei den Vereinen der A. F. of L. keine Aufnahme und keine Unterstützung fanden, die auch nicht imstande gewesen wären, aus ihren fargen Löhnen die hohen Eintritts- und Mitgliedsgebühren zu bezahlen, nach anderen Organisationsformen umsehen. Meist erwachte dieses Streben allerdings erst im Augenblick des Kampfes, wenn die zur Verzweiflung getriebenen Lohnflaven sich gegen ihre Ausbeuter erhoben und nun plötzlich an sie die Notwendigkeit herantrat, einheitliche Forderungen aufzustellen, gemeinsam zu handeln, die Schwächsten zu unterstützen, für die Kinder zu sorgen, den Behörden entgegenzutreten, mit den Unternehmern zu unterhandeln.

Die Fachvereine der A. F. of L. verweigerten hier meist schon deshalb ihre Hilfe, weil die Streikenden gar keinem Beruf angehörten, dessen Angehörige im Fachverein organisiert sein sollten. Für unorganisierte Arbeiter eines fremden Berufs sich einzusetzen, hatten aber die Gewerkschaftler um so weniger Lust. Wo aber die A. F. of L. versagte, dort sprang die junge Zentralorganisation der I. W. W., der „Industriearbeiter der Welt“, ein. Sie sind in erster Linie die Vereinigung der Ungelernten, der von der A. F. of L. Vernachlässigten. Sie schickten in die Streikgebiete ihre Agitatoren und Organisatoren, sie sammelten Gelder, brachten die Kinder der Streikenden bei Genossen unter, stellten Rechtsanwältinnen, um die Rechte der Ausständischen zu schützen, veranlaßten eventuell auch Interventionen in den gesetzgebenden Körperschaften. Freilich, Geld konnten sie selbst nicht viel geben, denn daran gebricht es naturgemäß einer Organisation, die zum größten Teil aus Ungelernten besteht. Aber diesen Mangel behaupten die I. W. W., nicht sehr schmerzhaft zu empfinden. Ebenso wie die französischen Syndikalisten machen sie aus der Not ein Prinzip und erklären die gefüllte Gewerkschaftskasse für ein Schwergewicht, das die Aktion eher hemmt, als fördert. Tatsächlich kann sich ja auch eine Organisation der schlechtest bezahlten Arbeiter nicht auf ihre finanziellen Hilfsquellen verlassen, eine Organisation, deren Bestand und Festigkeit noch besonders durch die unerhörte Vielsprachigkeit der hier in Frage kommenden Arbeiter, durch ihr oft sehr niedriges Kulturniveau und durch ihre ewige Wanderschaft fortwährend gefährdet wird. Sie muß an die Begeisterung der Kämpfenden, vor allem aber auch an die Solidarität der Kameraden appellieren. So kommt es, daß diese aus vollkommen anders gearteten Verhältnissen entsprossene Bewegung sich ihre Ideologie, ja ihre Ausdrucksweise, zum großen Teil von den französischen Syndikalisten entlehnte. Hier wie dort die zur Schau gestellte Verachtung von Gewerkschaftskassen und Gewerkschaftsdisziplin, die Verutung auf die alle Hindernisse bezwingende Kampfsbegeisterung und auf die hilfserbereite Solidarität der Klassen Genossen, endlich die Reizung zur „direkten Aktion“. Aber die Rehnlichkeit ist doch in vielen

Stücken nur rein äußerlich, und gerade in der Organisationsfrage tritt der Gegensatz zwischen dem französischen und amerikanischen Syndikalismus scharf hervor.

Das Grundprinzip der französischen, auf Kleinbürgerlichem Boden erwachsenen Organisation ist das der Föderation, des losen Bundes. Die Gewerkschaftszentrale ist ihrem Statut gemäß nicht viel mehr als ein Korrespondenzbureau und verfügt auch tatsächlich nur über sehr bescheidene Mittel. Das Programm der I. W. W. hingegen geht auf straffe Zentralisation aus. Die „Industriearbeiter der Welt“ verlangen den Zusammenschluß in Industrieverbänden, im Gegensatz zu den Fachverbänden, die heute noch in der A. F. of L. maßgebend sind. Allerdings fehlt es auch im amerikanischen Gewerkschaftsbund nicht mehr an Versuchen, sich zu Industrieverbänden zusammenzuschließen, wie bei den Berg- und den Brauereiarbeitern. In anderen Industrien, wie bei den Metall- und den Bauarbeitern besteht wenigstens eine Art von Kartellverband. Trotzdem herrscht noch immer in der A. F. of L. eine ungeheure Zersplitterung vor, die eben mit dem zunftmäßigen Charakter dieser Organisation zusammenhängt, die auf die Bedürfnisse gelernter Facharbeiter zugeschnitten ist. Die I. W. W. hingegen rekrutieren sich aus der ungelerten Mannschaft der modernen Riesenbetriebe, wo alle Grenzen und Schranken zwischen den Berufen aufgehoben sind, in denen oft sogar verschiedene Industrien vereinigt sind. Bei den I. W. W. kann daher von Fachvereinen von vornherein nicht die Rede sein, ja, ihnen genügt schon der Industrieverband in unserem Sinne nicht mehr. Ihre Redner verlangen schon den „Verband der Verbände“, den allumfassenden „Klassenverband“, die Vereinigung aller Arbeiter in einer ungeheuren Generalgewerkschaft.

Diese Forderung hat sich aus den Verhältnissen geradezu mit Notwendigkeit ergeben. Zunächst müßte schon der energische Appell an die Klassenolidarität, an das Zusammengehörigkeitsgefühl der gesamten Arbeiterschaft, dessen Betätigung allein imstande wäre, sich dem übermächtigen Unternehmertum gegenüber zu behaupten, dazu führen, diese gesamte Arbeiterschaft auch organisatorisch zusammenzufassen. Dieses Bestreben mußte aber noch dadurch wesentlich bestärkt werden, daß Amerika das Land der atrophiert ausgebildeten Formen der Unternehmervereinigungen ist, der Kinge, Kartelle, Trusts usw. Der Solidarität der Arbeiter muß die Solidarität der Ausbeuteten entgegengestellt werden. Endlich mögen aber bei der Aufstellung dieses Programms auch noch Traditionen an eine Glanzzeit des amerikanischen Gewerkschaftslebens mitgewirkt haben, an den erstaunlichen Aufschwung der „Ritter der Arbeit“.

Und doch hätte gerade die Erinnerung an den raschen Aufstieg und den baldigen Niedergang dieses „Edlen und heiligen Ordens der Ritter der Arbeit“ seinen Nachfolgern eine Warnung sein können. Diese zuerst geheime, seit 1878 öffentliche Organisation bezeichnete sich selbst als „die große Vereinigung aller, die sich in Arbeit mühen, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Glaubensbekenntnis oder Farbe“. Denn, wie sie erklärten, „das Herz der Arbeit pocht mit gemeinsamem Schlag“. Bei ihnen war jede Organisation nach Berufen überhaupt verpönt. Es gab nur Ortsgruppen von Arbeitern. Es erinnert das an die überwiegende Bedeutung, die mit ähnlicher Motivierung den lokalen „Arbeitsbörsen“ im Gegensatz zu den Fach- und Industrieverbänden von den französischen Syndikalisten beigegeben wird. Im Jahre 1883 betrug die Mitgliederzahl der „Ritter der Arbeit“ erst 52 000. Drei Jahre später wurde die Zahl auf 500 000 bis 800 000 geschätzt. Doch von da ab ging es unaufhaltsam bergab. Eine Periode wilder Streiks setzte ein. Jede Organisation vertraute darauf, daß ihr ja die anderen zu Hilfe kommen würden, und dabei waren durch die Agitatoren des Ordens zu Propagandazwecken noch außerordentlich übertriebene Darstellungen seiner Macht verbreitet worden. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die leichter organisierbaren bessergestellten gelernten Arbeiter fielen meistens ab, weil sie fürchteten, für die streiklustigen Ungelernten die Rede bezahlen zu müssen, und bei diesen selbst stellte sich bald Enttäuschung und Entmutigung ein. Im Jahre 1891 soll die Mitgliederzahl des Ordens schon weniger als 200 000 betragen haben. Seine Bedeutung war zugleich hinter der der neugegründeten A. F. of L. wesentlich zurückgetreten.

Doch diese Spuren schreden die heutigen Vertreter der I. W. W. nicht. Mit voller Entschiedenheit erheben sie die Forderung nach „one big union“, nach dem „einen großen Verband“. Allerdings scheinen sich die Führer der Bewegung noch darüber nicht ganz einig geworden zu sein, wie sie sich diesen „Klassenverband“ vorstellen sollen. Die einen stellen ihn geradezu wie einen straff zentralisierten allumfassenden Verband hin, die anderen wollen den einzelnen Industrieverbänden noch gewisse Autonomierechte lassen. Daß dabei dieser geplante allgemeine Arbeiterverband ebenfalls meist „Industrieverband“ genannt wird, erhöht nicht gerade die Klarheit der Auseinandersetzung. Charakteristisch für diesen Gebrauch des Ausdrucks ist es, daß die amerikanischen Syndikalisten in der „Internationale“, die sie als ihr Kampflied betrachten, den Schlüsselsatz, die Internationale wird die Menschheit sein, mit den Worten überlesen „the industrial union shall be the human race“, d. h. also wörtlich, der Industrieverband wird das Menschengeschlecht sein.

Wenn nun aber die Arbeiter aller Berufe und Industrien in einer Generalgewerkschaft vereinigt werden, kann es nicht deren Hauptzweck sein, die Spezialinteressen der einzelnen Arbeiterkategorien wahrzunehmen, sondern die allen Arbeitern gemeinsamen Interessen. Die Hauptaufgabe dieser Organisation ist dann nicht mehr der Kampf um bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse im einzelnen Betriebe oder Beruf, sondern der Kampf gegen die der Arbeiterklasse gemeinsamen Gegner, also gegen das Unternehmertum und den Staat. Tatsächlich sind auch die I. W. W. folgerichtig zu diesem Schluß gekommen. Zwar erklären ihre Vertreter meist noch, in der sozialistischen Partei den politischen Ausdruck ihrer Prinzipien zu sehen. Doch schon fast vor einem Jahr hat Genosse Debs, der Präsidentschaftskandidat unserer amerikanischen Brudervertei, der selbst an der Gründung der I. W. W. beteiligt war, sich später aber von ihnen abwandte, gegen diese Organisation den Vorwurf erhoben, daß sie sich zwar, so oft sie in Verlegenheit kommt, sehr energisch an die Partei um Hilfe wendet, sobald aber die Gefahr vorbei, dann schlagen die I. W. W. der Partei sofort ins Gesicht.

Neben einer solchen Generalgewerkschaft, wie sie die I. W. W. planen, ist auch tatsächlich für eine politische Partei kein Raum mehr. Die der ganzen Arbeiterklasse gemeinsamen Interessen sind eben ihre politischen, d. h. sie können nur der Gesamtorganisation des Ausbeutertums, dem State gegenüber durchgesetzt werden. Ihre Bestimmung ist nicht mehr Aufgabe der Gewerkschaften, sondern Sache der Partei. Nimmt eine Generalgewerkschaft es selbst in die Hand, mit gewerkschaftlichen Weisheitsmitteln, vor allem also durch den Streik, dann aber auch eventuell durch Sabotage und andere Mittel der „direkten Aktion“ jene Konzeptionen den Herrschenden abzurufen, so macht sie damit die Partei überflüssig. Die „eine große Union“ kann ihrem Wesen nach nichts anderes sein als eine Organisation des politischen Generalstreiks.

Allerdings, sagt man jene Forderung der Generalgewerkschaft nur in dem Sinne auf, daß in jedem Lande starke Industrieverbände gebildet werden sollen, die einen gemeinsamen Ausschuss bilden, der die Verständigung zum Zwecke wechselseitiger Hilfe erleichtern und eventuell auch gemeinsame Streikfonds verwalten soll, dann verliert diese Forderung ihren revolutionären Anstrich, dann wird sie eine Frage ruhig abzuwägender technischer Zweckmäßigkeit; dann hört die „Generalgewerkschaft“ aber auch auf, ein Schlagwort der Agitation zu sein. Nur die ruhige Erwägung erfahrener und sich ihrer Verantwortlichkeit bewusster Gewerkschaftspraktiker ist dann berufen, das Maß festzustellen, in dem diese Forderung jeweils zu verwirklichen ist.

In Amerika haben die eigenartigen Zustände auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiet, die zünftlerische Beschränktheit der Vereine der A. F. of L., die daraus folgende Isoliertheit der Ungelernten, sowie andererseits die Schwäche der noch jungen politischen Partei dazu geführt, daß mit der Forderung der „einen großen Gewerkschaft“ sehr übertriebene, utopistische Hoffnungen und Erwartungen verknüpft wurden. In Deutschland dürfte für solche Vorschläge, wie sie in letzter Zeit aufgetaucht sind, kaum ein günstiger Boden sein.

G. E.

## Heimarbeit.

In einer Stube, dicht zusammengewängt,  
Vom Odem ihres Elends halb erstickt,  
Die matten Augen heiß und ungetränkt,  
Sief über ihre Arbeit hingebückt.

So sitzen sie und werden nicht gewahr,  
Wie sich der Frühling vor dem Fenster zeigt.  
Sie sehen nicht, wie sich das blonde Haar  
Der Jüngsten tief zum Tisch hinabgeneigt.

Erst, als ihr Stöhnen durch die Enge quillt,  
Da seh'n sie alle auf wie toterschrocken . . .  
Sie wissen, wem das dumpfe Stöhnen gilt.  
Doch ihre Augen bleiben hart und trocken.

Leo Keller.

## Der Musterarbeiter.

Von Emil Unger.

So oft unser Chef an ihm vorbeiging, huschte über sein Gesicht ein Zug der Befriedigung. Ja, das war ein Arbeiter nach seinem Sinn. Ach, daß doch alle so wären! Man merkte kaum seine Anwesenheit. Morgens, pünktlich auf die Sekunde, trat er an und während der Arbeitszeit sah er wie festgemauert auf seinem Platze und arbeitete unverdrossen, weder rechts noch links schauend. Nur selten, daß er einmal eine Silbe sprach. Und auch das nur, sofern es unbedingt nicht zu umgehen war. Sonst konnte man ihm jedes Wort mit der Weisgonge aus dem Runde ziehen, wenn er reden sollte. O ja, er war vorbildlich als Arbeiter, dieser Franz Kreuzgold (so hieß er), oft genug bekamen wir es durch die Blume zu hören. Unser Chef nahm jede Gelegenheit wahr, uns seinen Musterarbeiter unter die Nase zu reiben.

Wir aber schwiegen und dachten unser Teil, nur ein verstandnisvolles Nicken huschte von Mund zu Mund. Wußten wir doch, daß der Tag nicht ferne war, wo unser Arbeitgeber sein blaues Wunder erleben würde. Jeder von uns kannte Franz Kreuzgold schon lange genug, um zu wissen, wie er anzufangen und auch

wieder zu enden pflegte. Er wurde allgemein „Bruderberg“ genannt und war schon ein dutzendmal im Verband gewesen, wir kümmernten uns schon gar nicht mehr um ihn und verzichteten gern auf seinen Wiedereintritt. Seine Arbeitsstelle wechselte er sehr oft aus „unwiderstehlichen“ Gründen.

Bruderberg stand schon im Anfang der Vierziger. Er war klein und gedrungen von Gestalt und hatte ein breites, rotes Gesicht, das von einem noch rötlicheren Bart umrahmt wurde. Er war Junggeselle. Brachte man ihn zum Sprechen und fragte man ihn, warum er nicht geheiratet habe, so lautete die lakonische Antwort: „Hab's vergessen.“

Also, Bruderberg hatte bei uns angefangen zu arbeiten. Vier Wochen weilt er bereits in unserer Rente, und längst schon erwarteten wir den Ausbruch seines stärksten Charakterzuges. Unsere Erwartung sollte sich denn auch sehr bald erfüllen.

An einem Montagmorgen fehlte Bruderberg beim Glodenschlag stehen. Durch unsere Reihen ging ein leises Rausen, und mit Spannung blickte jeder von Zeit zu Zeit mal nach der Tür. Bald kam der Erwartete auch. Seine Augen hatten gläsern ins Leere, fix und steif, als habe er einen Wesenstiel verschluckt, suchte er seinen Platz auf, der neben dem meinen lag . . . Langsam zog er seine Jade aus, band die Schürze um. Dann setzte er sich gemächlich hin. Lange kramte er in seinem Werkzeug herum, fortwährend vor sich hindrummelnd. Zulezt begann er aber doch zu arbeiten, und niemand achtete mehr seiner. Der Chef war auch mehrere Male durch den Saal gegangen, ohne daß ihm an seinem Günstling etwas aufgefallen wäre.

Als das Frühstücksgeläch erlöste, drehte sich Bruderberg plötzlich mit einem Ruck auf dem Schemel herum und suchte mich gortig an:

„Wat wolltest Du mit dem Dolche? sprich!“  
Da er meinen verwunderten Blick sah, begann er dergnügt zu lachen. Schließlich fragte er in bittendem Ton:

„Bruderberg, hast Du Soroff?“  
„Nein, ich müßte bedauern, Schnaps hatte ich wirklich nicht. Da wandte er sich enttäuscht ab. Eine Weile blickte er stier zum Fenster hinaus, dann stieß er seinen Vordermann an:

„Bruderberg, haste kein Soroff?“  
Der wimmelte ihm ärgert ab. Einige Minuten sah er ungeschlüssig da, mit beiden Händen die Schnurrbartspitzen zwirbelnd. Endlich fand er auf und zog aus seiner Rodtasche eine ziemlich große, aber leere Schnapsflasche. Eine Sekunde hielt er sie prüfend gegen das Licht. Dann ging er fort, im Vorübergehen seinem Vordermann während zugischend:

„Dei sollst Du am Kreuze bereuen!“

Bruderberg blieb eine volle Stunde fort. Er war über die Hintertreppe hinab gegangen und kam auch dann wieder auf demselben Wege zurück. Sein Blick war nunmehr noch starrer wie zuvor, und sein Gesicht hatte einen bläulichen Schimmer angenommen. Kein Zweifel, Bruderberg war sternhagelvoll. Nur mit Mühe vermochte er sich auf seinem Schemel gerade zu halten. Eine Weile balancierte er, und als er endlich das Gleichgewicht gefunden hatte, stellte er die Flasche, die bis oben hin mit einer gelben Flüssigkeit gefüllt war, auf den Werkisch, sie mit verklärtem Gesichtsausdruck mustend. Dann fuhr er mit seinen zitternden Händen freischend, lieblos an ihr herab. Das dauerte geraume Zeit, zuletzt entlockte er sie umständlich und reichlich sie mir zum Trunk hin. Als ich das Angebot sehr energisch abwehnte, wandte er sich an seinen Vordermann. Doch auch da hatte er kein Glück. Da setzte er die Flasche selbst an den Mund und ließ die Flüssigkeit gluckend in die Kehle hinabtrinken. Als die Flasche etwa um ein Drittel ihres Inhalts erleichtert war, stellte Bruderberg sie unter den Tisch. Nun suchte er sich allmählich auf seine Arbeit zu begeben. Aber er kam bald wieder davon ab und eine Weile später lag sein Kopf schwer auf dem Tisch. Eine gräßliche Schnarchsinfonie hub an und eine Wolke von Fufelbunz hüllte in weitem Umkreis die Stelle ein, wo Bruderberg schlief.

Nach einiger Zeit schüttelte ihn der Vordermann derbe hin und her, und als auch das nichts half, spritzte er dem Betrunkenen kaltes Wasser ins Gesicht. Der Chef hatte sich bemerkbar gemacht, und wir wollten nicht, daß er Bruderberg schlafend antreffen sollte. Dieser richtete sich denn auch auf und blickte mit irtren Augen um sich, ohne in seinem Schnapsrausch zu wissen, was um ihn herum geschah. Er war auch dann seiner Sinne noch nicht mächtig, als hinter ihm die Stimme des Arbeitgebers laut wurde, der mit dem Vorderarbeiter etwas besprach. Gerade, als Bruderberg die gefüllte Schnapsflasche wieder an die Lippen setzte, blickte der Chef herüber. Wir dachten alle in diesem Augenblick, der Herr würde sich in eine Salzsaule verwandeln, ein so maßloses Verwundern und Erschrecken malte sich in seinen Zügen. Franz Kreuzgold, sein Viebling, das Muster eines Arbeiters — sah total betrunken vor ihm und hatte die Schnapsflasche am Mundel. Herr Siehr konnte das noch gar nicht erfassen. Er schien aus allen Wollen zu sollen. Dann trat er hin und sagte in strengem, vorwurfsvollem Tone:

„Aber Herr Kreuzgold, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet.“  
Weim Klang der Stimme wandte sich Bruderberg um und als er den Arbeitgeber erblickte, richtete er sich entschlossen auf und torkelte mit fröhlichem Wackern auf ihn zu.

# Kirchen im Volksdienste.

Aus der Schweiz schreibt man uns: Seitdem Napoleon damit vorangegangen ist, Häuser abzureißen, um Volksgärten daraus zu machen, werden in der Schweiz Kirchen und Kapellen sehr häufig zu nützlichen Räumen umgewandelt. Hier einige Beispiele von vielen:

Im vorigen Jahre riß man in Zürich die St. Anna-Kapelle an der Bahnhof- und Pfhlisstraße ab und erbaute auf deren Grund und Boden den Millionenbau des sozialdemokratischen Lebensmittel-(Konsum-) Vereins: den St. Annahof, das erste genossenschaftliche Warenhaus Europas. Wo voriges Jahr noch gebetet und gefirmt wurde, drängt sich jetzt in prächtiger Verkaufshalle die Menge der Genossen und Genossinnen, um ihre Lebensmittel im eigenen Heim zu kaufen.

Wenige Minuten davon entfernt befindet sich die Zürcher Wasserkerche, in der einst Ulrich Zwingli und andere Größen gepredigt haben. Die Stadt hat die Kirche außer Kurs gesetzt und sie zu einer Bibliothek umgewandelt. Nur die hohen Vogenfenster und das an der Südseite der Kirche errichtete Zwingli-Denkmal erinnern noch daran, daß hier einst die Frommen aus und ein gingen, währenddem heute die Wissenden sich hier ein Rendez-vous geben.

Eine andere Kapelle mußte im vorigen Jahre weichen, um einem neuen Mädchengymnasium Platz zu machen. Und am Predigerplatz wird demnächst die Kirche, die ebenfalls seit langen Jahrzehnten teilweise als Bibliothek dient, dauernd zur Hälfte zur Bibliothek umgebaut werden. Sie wird verbunden werden mit dem geplanten Zentralbibliothekgebäude, das Stadt und Kanton Zürich demnächst an dieser Stelle errichten werden.

Daß man in Basel, Gené und anderen Orten ehemalige Kirchen zu Museen umgewandelt hat, sagen wir als bekannt voraus. Jeder, der beispielsweise in Basel das Naturhistorische Museum am Paradiesplatz besucht, ist überrascht von der prächtigen Verwendbarkeit derartiger Räume zu Museums- und Ausstellungszwecken.

Aber auch sonst werden die Kirchen hier Volkszwecken nutzbar gemacht. Schon jetzt dienen sie zum großen Teil zur Abhaltung von Versammlungen, Konzerten, Demonstrationen, Festlichkeiten usw. Die Arbeitergesangsvereine veranstalten sehr häufig ihre großen Konzerte in den Kirchen, einmal, weil sie meist eine bessere Akustik haben als die Versäle und zum andern, weil die Umgebung eine feierliche Stimmung erzeugt, die den Genuß eines Solal- und Instrumentalkonzerts sehr wesentlich erhöht. Und schließlich auch, weil die Kirchen billiger sind als die anderen Versammlungshäuser und weil während der Konzerte nichts konsumiert werden braucht. In Chaux-de-Fonds und anderen Orten findet sogar die alljährliche Kasseier der Sozialdemokraten in einer Kirche statt. In der Kirche in Zürich-Nord fand erst kürzlich die offizielle Weibel-Gedenkfeier statt, die von der sozialdemokratischen Partei des 8. Zürcher Stadtkreises veranstaltet wurde. Darüber also, was später mit den schönen Beträumen geschehen soll, „wenn wir erst so weit sind“, ist man sich in der Schweiz bereits jetzt im Klaren.

# Vom Jahrmakkt des Lebens.

## Der patriotische Punkt auf der Nase.

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, soll in Hof i. B. ein Denkmal König Ludwigs II. errichtet werden. Leider kostet so ein Denkmal Geld, und schon manche schöne Standbildpläne sind an der Frage seiner Beschaffung gescheitert. Das Hof-er König-Ludwig-II.-Verein Hof i. B. hat ein unfehlbares Mittel gefunden, das Geld für seinen Plan herbeizuschaffen: den Punkt auf König Ludwigs Nase. Es muß dahingestellt bleiben, ob Ludwigs, des Lebendigen, Nase bereits mit diesem Punkt — in Gestalt einer Wange oder eines Fiedels — gezieret war. Auf einer Postkarte mit dem Bildnis des einstigen Königs, die der „König-Ludwig-II.-Verein Hof i. B.“ herausgegeben hat, ist dieser Punkt jedenfalls vorhanden. Und er ist nicht nur vorhanden, er spielt eine Hauptrolle. Er muß sofort auffallen, wenn man die weißen Konturen und Lichtflächen auf dem schwarzen Hintergrund sieht. Und außerdem steht unter dem eigenartigen Bildnis auch noch: „Man betrachte genau den weißen

Punkt auf der Nase und zähle langsam bis 20. Dann sehe man sofort auf einen bestimmten Punkt an der Nase oder einer hellen Wand, zähle bis 10, wo dann (?) König Ludwig II. erscheint, wieder verschwindet und dreimal wiederkehrt.“ — Außerdem werden wir belehrt, daß diese Karte ein „Werkzeug zur Errichtung eines Denkmals in Hof i. B. für weiland Se. Majestät König Ludwig II.“ ist. — Welcher Patriot wird sich enthalten können, diese Karte zu kaufen? Wer könnte dem Reiz widerstehen, den wunderbaren Fiedel auf der königlichen Nase 20 Sekunden lang anzuschauen und damit die Möglichkeit zu bekommen, Se. Majestät aus der vierten Dimension herbeizutreten und im eigenen Zimmer begrüßen zu dürfen.

Wir zweifeln nicht, daß der Erfolg des lokalen Denkmalsvereins in Hof i. B. zur Nachfolge reizen wird. Wer immer Sehnsucht hat, einmal irgendwo in Stein gehauen oder in Erz gegossen die Gegend zu verschandeln, der solle beiseite für einen Fiedel auf der Nase, damit treue Patriotenheiden nicht nachher eine Geschicktsfälschung vorzunehmen und erst künstlich einen „Punkt“ auf den fürstlichen Gesichtszug hinaufzupraktizieren brauchen.

# Oldenburg Schmunkelt.

Beim Abschied vom Regiment in Danzig hat der Kronprinz seine Jugend begraben. Recht sorgenvoll blickte der brave Januschauer drein, als er auf längeren Abschied vom Scheidenden zum letzten Male die Hand reichte. „Wie wird er sich halten, wenn er in das große Sündenbühl Berlin zurückkehrt; wird er die christlichen Lehren, die ich ihm predigte, zu schöner Blüte weiter entwickeln oder wird er den Lehren der Neuerer verfallen, die da glauben, daß Preußen nur ein Teil von Deutschland sei?“

Wie gut war für Preußen, daß der Kronprinz, der nach Tennispielen, Jagen und anderem Sport nun den Ernst des Lebens kennen lernt, in seiner Jugend Marienblüte am guten alten Starb einen sicheren Berater hatte. Doppelt sehr er ihm jetzt, wo er sich auf den Generalfeldmarschall vorbereitet und nebenbei noch die Angelegenheiten des Staates und des öffentlichen Lebens studiert. Um aber in der etwas fremden Materie nicht ganz ohne Führer zu sein, hat er sich den Landrat des Kreises Rügen, Freiherrn v. Malchahn, Mitglied des Abgeordnetenhauses, zum Mentor erkürt.

Eine treffliche Wahl! Besonders in Staatsangelegenheiten ist der Herr Landrat versiert. Eine Probe davon hat er im Juni v. J. in Waren abgelegt. Dort sollte der Landrat v. Malchahn in einer gerichtlichen Angelegenheit von einem Gerichtsschreiber des Amtsgerichts vernommen werden. Er wehrte sich gegen solche behördliche Anmaßung mit den klassischen Worten: „Von einem solchen Jungen lasse ich mich nicht vernemen!“

Die Sorgenfalten des Januschauers machen einem behaglichen Schmunkeln Platz. Sein hoher Freund ist wahrlich nicht in die Hände der umstürzlerischen Neuerer gefallen!

# Ein nahes Zukunftsbild.

Schauplatz: Sitzungssaal eines Militärgerichts in Wadesland.

Verhandlungsleiter: Ich erteile dem Herrn Verteidiger Dr. v. Reingow-Eichental das Wort.

Verteidiger: Hoher Gerichtshof! Dem Antrage des Herrn Anklägers auf Freisprechung kann ich mich voll und ganz anschließen. Es ist nicht, wie in einem ähnlichen Falle geschrieben wurde, hierzu ein neues Gesetz nötig, die vorhandenen, sinngemäß angewendet, reichen vollkommen aus.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Sachlage: Ein edler junger Mann aus den tugendlichen Gefilden Ostpreußens befindet sich ganz allein einem jungen Mädchen gegenüber; weit und breit ist nicht ein einziger Soldat mit aufgeschlagtem Seitengewehr zum Schutze des Gefährdeten zu sehen. In jedem Augenblick muß er befürchten, daß das nicht einmal hindende, sondern mit zwei geraden Beinen ausgerüstete junge Mädchen gegen ihn, den waffen- und fiedelosen Edelmann, der harmlos und vertrauensvoll seinen Säbel nebst Scheide im Nebenzimmer abgelegt hatte, einen Angriff hinsichtlich seiner Geschlechtslehre ausüben könne und würde.

Was blieb in aller Welt, so frage ich den hohen Gerichtshof und alle echten Preußen, dem jungen Edelmann übrig, als seinerseits diesem Angriff zuvorzukommen, damit er nicht der schmachvoll Unterliegende bleibe!

lassen. Wieder hielt er Herrn Stöhr die Schnapsflasche hin, ihn zum Trinken auffordernd.

„Da, Bruderherz, trink mal, sollst mal sehen, da kriegt Du Marks in die Knochen.“

Der andere lachte innerlich vor Mut.

„Wenn Sie in fünf Minuten nicht aus dem Raume sind, dann telephoniere ich bei der Polizei an und lasse Sie durch einen Schuttmann wegbringen.“

„Polizei — Schuttmann — mir'n Schuttmann schiden? Du Lump, Du, mir'n Schuttmann schiden, Du Lump, Dir hau ich eine mang de Visage.“

Wer weiß, wohin die Szene noch geführt hätte, wenn ihr nicht durch ein Ende gemacht worden wäre. Ich bin Bruderherz, mich mal trinken zu lassen und bereitwilligst überließ er mir die Flasche, die er, wie man befürchten mußte, zuletzt sicherlich doch als Wurfgeschloß gegen den Chef benutzte hätte. Der Vordermann aber nahm ihm beim Arme und redete ihm gut zu. Er sollte doch nicht darauf hören, was andere sagten, ihm hätte kein Mensch etwas zu sagen, und überhaupt könne die Arbeit machen, wer wolle, sie würden jetzt in die Großbelle gehen und einen kräftigen Nachhänger mit Rum zu sich nehmen. Das leuchtete Bruderherz auch sofort ein und willig ließ er sich unterkriegen und über die Hintertreppe hinaus aus dem Hause bringen.

Er kam nicht wieder. Der Hausdiener brachte noch an demselben Tage Papiere und Werkzeuge in Treugolds Wohnung. Aber den Musterarbeiter erwähnte von diesem Tage ab Herr Stöhr nicht mehr.

# Weihnachten im Arbeiterhaus.

In der Jugendbeilage unseres Nürnberger Parteiorgans waren die jungen Leser und Leserinnen aufgefordert worden, sich an einem Wettbewerb zu beteiligen, dem das Thema: „Weihnachten im Arbeiterhaus“ gestellt war. Von den Einsendungen enthalten rund 45 Schilderungen des Festverlaufs im eigenen Heim, während die anderen allgemeine Betrachtungen oder kleine Dichtungen bieten. Eine Durchsicht der 45 Arbeiten, die nichts als die eigenen Erlebnisse schildern, gewährt ein erschütterndes Bild von all den Enttäuschungen und Enttäuschungen, die das Weihnachtsfest von 1913 der proletarischen Jugend brachte. Schwer haben sich die Wirkungen der Wirtschaftskrise geltend gemacht. Von den 45 Schilderungen des Selbsterlebten erwähnen nicht weniger als 18, daß die Geben infolge der Arbeitslosigkeit eines Familienmitgliedes dürftiger ausgefallen wären denn früher, oder daß sonst die wirtschaftliche Not das Fest beeinträchtigt. Wenn in drei oder vier anderen Arbeiten ohne nähere Begründung darüber geklagt wird, daß die Geschenke ganz ausbleiben oder so gering waren wie nie zuvor, so dürfte auch hier die Krise als Ursache anzusehen sein. Fast die Hälfte der Einsender hat also das „Fest der Liebe und der Freude“ in trüber Stimmung erlebt. Der kleine Ausschnitt, der sich hier bietet, läßt ernste Schlüsse auf die Allgemeinheit zu. Zweimal liest man, daß die Geschenke, in denen die jungen Arbeiter selbst beschäftigt sind, ausgefallen haben. In dem einen Falle arbeitet überdies der Vater schon seit langem mit verkürzter Arbeitszeit. Die verkürzte Arbeitszeit des Ernährers der Familie spielt die größte Rolle. Einmal heißt es, der Vater arbeite schon 4 Jahr ohne vollen Verdienst; ein andermal wird der Wochenlohn des Vaters bei der verkürzten Arbeitszeit auf 15 M. angegeben. Nicht selten klingt dann oder auch das Wort „Arbeitslosigkeit“ an. Eine Mutter, scheinbar die einzige Ernährerin der Familie, wurde kurz vor dem Fest aus einem Geschäft entlassen, in dem sie schon seit 25 Jahren tätig war. In einem anderen Falle ist der Vater bereits 1/2 Jahr ganz ohne Verdienst. Der Sohn, der in einem Geschäft lernt, erhält 5 M. Weihnachtsgroßzahlung. Er bringt sie der Mutter, damit sie wenigstens die Miete bezahlen kann. Mit rührendem Stolz erzählt der kleine Schreiber dann, daß die Mutter aber nicht die ganzen 5 M. behalten, sondern ihm 1 M. wiedergegeben habe; dafür habe er sich dann einen Aquarellmallosten gekauft. . . . Wieder ein andermal ist der Vater gar schon 54 Wochen ohne Arbeit; sechs unmündige Kinder sind in der Familie. Von einer Weihnachtsgroßzahlung ist da natürlich keine Rede. Aber eine kleine Freude bringt das Fest doch: eine Extrazustimmung von der Gewerkschaft.

Und Heil ihm! Er zögerte keinen Augenblick — so schwer es ihm auch fallen mochte —, auf diese mühselige Weise einer Wadeslacher in Feindesland Liebe zu Ostelbien einzuführen; er zögerte nicht einen Augenblick, vom Menschenrechte der Geschlechts-Eigen-Pulatis-Notwehr Gebrauch zu machen und so den schamlosen Absichten auf seine bedrohte Geschlechtslehre entgegenzutreten. Lassen Sie den ganzen Vorgang, so wie ich ihn schilderte, an Ihrem Geiste vorüberziehen, und ich bin sicher, daß Sie den jungen Edelmann glänzend freisprechen werden.

Und also geschah es!

# Das Sicherheitsventil.

In diesen Tagen wird so recht sinnfällig, weshalb der Reichstag bei der Bewilligung der nationalen Wehrsteuer ein Sicherheitsventil, genannt Generalparodon, offen ließ. Er konnte schon seine Pappenheimer, die sich immer stolz auf das Bibelwort stützen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wäher hatten sie dem nur dann gegeben, wenn die anderen es bezahlten. Sie selbst haben sich in geradezu skandalöser Weise vom Zahlen gedrückt. Wie ungeheuerlich die Steuerbetrügerei der Befehlenden gewesen ist und noch ist, kann man jetzt jeden Tag lesen. Das Sicherheitsventil für den bedrohten Geldbeutel, der Generalparodon für hinterzogene Vermögenssteuern, bedt eine saubere Korruption auf. Die wenigen Orte, aus denen schätzungsweise die bisher der Steuer hinterzogenen Vermögen bekannt wurden, lassen darauf schließen, daß „unser bedrückte Wirtschaftspolitik“ — um mit den Ministern und ihren Trabanten zu reden — den Befehlenden viel größere Reichtümer zuschanzte, als man bisher annahm. In Frankfurt schmolzen die Vermögen um 800 Millionen, in Hannover um 200, in dem kleinen Eisenach um 10 Millionen Reich an. Und so geht es weiter.

Recht begreiflich, daß diese unangenehmen Tatsachen der liberalen Presse Bauchschneifen verursachen. Aber sie kann sich trösten: Im Steuerbetrügen bleibt es sich gleich, ob der Kapitalist agrarischer oder industrieller Couleur ist. Weil beide Sorten aber fest am Bibelwort halten: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! haben Agrarier und Industrielle gemeinsam dafür gesorgt, daß durch die Auskunftsspflicht des Unternehmers der Arbeiter keine Steuern hinterziehen kann.

# Bunte Fahnen.

Ich seh' Euch bunte Fahnen hiffen  
Und festlich schreiten durch die Welt;  
Gelehrte rücken mit dem Wissen  
Und mit der Logik an im Feld.

Die Kirche kommt mit Heilgenbildern  
Und mit dem toten Gottessohn,  
In des die Reichen schier verwildern  
Im Kampf um möglichst bill'ge Fron.

Und auch der Staat will uns belohnen  
Mit längst verbrauchtem Frieselanz:  
Er baut Gewehre und Kanonen,  
Doch er vergift der Menschen ganz.

Blut muß man stets und Haare lassen,  
Man mag es machen, wie man's will,  
Und immer schleicht noch durch die Gassen  
Die Hundedemut stumm und still.

Lohl.

# Christen-Theorie und Praxis.

Die ungetroffenen Wiße sind doch stets die besten. Das sieht man wieder einmal, wenn man eine der letzten Nummern der ultramontanen „Neuen Augsburger Zeitung“ durchblättert. An hervorragender Stelle findet man den Diktier-Brief der Fuldaer Bischofskonferenz gegen den Rückgang der Geburten abgedruckt, in dem es über die Ehe heißt:

„Ihr wißt, Geliebte, daß die Ehe nicht nur ein Privatvertrag zwischen zwei Menschen ist, nicht nur eine wichtige bürgerliche Einrichtung, sondern ein Lebensbund, den der allmächtige Gott zugleich mit der Erschaffung des Menschen gestiftet, den er schon im Paradiese gesegnet und mit seiner Schöpferkraft befruchtet hat. Diesen Lebensbund hat

„Herr Stöhr, wo-wo wollen Sie nicht mal trinken?“ Dabei hielt er ihm die Schnapsflasche dicht unter die Nase und Herr Stöhr konnte sich vor der Verührung mit derselben nur retten, indem er rasch einige Schritte zurücktrat. Aber jetzt ergoß sich über sein Gesicht doch die Rote des Jorns, und in kurzen, verweisenden Worten erfuhr er den Betrunknen, sich nach Hause zu begeben. Bruderherz war inzwischen wieder auf seinen Schemel gesunken und lasse unzusammenhängende Worte vor sich hin. Er achtete gar nicht darauf, daß der Chef ihn nach Hause gehen ließ. Zulezt fing er mit helferer Stimme an zu gröhlen:

„Im Grünwald, im Grünwald ist Holzauktion — — —“

Das ganze Personal zeigte sich eins, während der Chef ganz ratlos und zornbeben auf und ab ging. Endlich versuchte er es mit guten Worten, den Trunkenbold zum Nachhausegehen zu bewegen, und es entspann sich folgender Dialog zwischen den Weiden: „Nicht wahr, Herr Treugold, Sie gehen jetzt nach Hause und schlafen sich aus — — —“

„Was soll id, nach Hause sehn, was soll id denn da? Nicht in de Hand. Se denken wohl, id bin besoffen, wat?“

„Na, Herr Treugold, seien Sie schon mal vernünftig, gehen Sie nach Hause, schlafen Sie sich aus und morgen früh kommen Sie wieder, dann ist alles gut.“

„Nach Hause soll id sehn? Det wär' jelaßt. Ja arbete hier und mir hat überhaupt keener wat zu bestellen.“

„Jetzt ist's aber genug! Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie hören bloß den Betrieh.“

„Herr Stöhr, leben Sie mir zwee Mark.“

Der Chef griff erleichtert in die Tasche und legte ihm zwei Mark hin.

„Ne, drei Mark will id haben.“

„Na, nun machen Sie aber, daß Sie rauskommen, sonst lasse ich Sie rauschmeißen.“

„Wat, Du Lump, Du willst mir rauschmeißen lassen, so siehst Du aus, Du — — — Du — — —“

Da stief der Arbeitgeber wutentbrannt ins Kontor und schickte nach dem Hausdiener, der oben auf dem Boden einpade. Aber der war zufällig nicht da, und so lehrte Herr Stöhr wieder allein zurück. Der Musterarbeiter sah immer noch auf seinem Plage und hielt in der einen Hand die Schnapsflasche und in der anderen das Zweimarkstück. Als er den Arbeitgeber erblidete, bot er mit weinerlicher Stimme um fünf Mark. Wieder griff der Angeredete in die Tasche und reichte ihm fünf Mark hin, in der Hoffnung, damit der Szene ein Ende zu machen. Aber Treugold dachte gar nicht daran, den Schauplatz seiner Lizen so ohne weiteres zu ver-

